

Kühne, Otto

Article

Zur Neuorientierung der Sozialwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Mensch und Technik

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft

Provided in Cooperation with:

Duncker & Humblot, Berlin

Suggested Citation: Kühne, Otto (1956) : Zur Neuorientierung der Sozialwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Mensch und Technik, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, ISSN 1619-6244, Duncker & Humblot, Berlin, Vol. 76, Iss. 3, pp. 1-40,
<https://doi.org/10.3790/schm.76.3.1>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/290848>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Zur Neuorientierung der Sozialwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Mensch und Technik

Von

O t t o K ü h n e - B e r l i n

Inhaltsverzeichnis: 1. Von Wesen und Aufgabe der Sozialwissenschaft als „Lebenskunst“-Lehre S. 1 — 2. Ihre Abgrenzung gegenüber den Natur- und Geisteswissenschaften S. 5 — 3. Vom Charakter alles Sozialen und der „Kunst“, das sozial „Richtige“ zu treffen S. 9 — 4. Über das soziale Verhältnis von Innenwelt und Außenwelt und den Sinn alles Strebens nach sozialer „Sicherheit“ S. 12 — 5. Über die Sozial- und „Sicherheits“-Funktion der Technik: a) Beschaffung des Lebensnotwendigen und Überflüssigen S. 19 — b) Technischer Fortschritt und soziale Sicherheit bzw. „Freiheit“ in Abhängigkeit von den jeweiligen Lebensidealen und sozialen Lebenseinstellungen S. 25 — c) Überwindung der Autokratie und Dämonie der Technik durch „richtige“ soziale Lebenskunst S. 32

1.

Wenn man „Wissenschaft“ und „Kunstlehre“ einander gegenüberstellt, denkt man meist an folgenden Gegensatz: Alle Wissenschaft versucht die Vorgänge der das Ich umgebenden Welt zu erklären auf Grund eines *e i n h e i t l i c h* geordneten Wissens um das, was wirklich ist. Dieses wirkliche Sein ist für die meisten Wissenschaften nur durch — sei es unmittelbare oder mittelbare — Erfahrung zu erkennen. Die eigentliche Aufgabe aller Wirklichkeitserkenntnis für solche Erfahrungswissenschaften besteht dann offenbar darin, das jeweilige Erfahrungsmaterial einerseits und die fraglichen logischen Ordnungs- und Verknüpfungsformen unseres Verstandes andererseits zu einer verstehenden Einheit eines zusammengehörigen Ganzen richtig zu verbinden. Dabei geht man immer wieder von dem bekannten, durch die neueren Forschungsergebnisse (vgl. meine „Lebenskunst und Lebensgemeinschaft“¹, in extenso) aber immer mehr als brüchig, weil unvollkommen erwiesenen Grundaxiom aus: Gleiches (Identisches) werde im-

¹ Erschienen 1954 im Verlage Duncker & Humblot, Berlin.

mer und überall sich selbst gleich (identisch) bleiben und unter gleichen Bedingungen sich auch immer wieder gleich verhalten (sogenanntes Identitätsprinzip).

Wie aber alle Erfahrung unzweideutig lehrt, unterliegt das die Sozialwissenschaften speziell interessierende Ich-Umwelt-Verhältnis niemals gleichen, höchstens ähnlichen, meistens sogar ständig wechselnden Bedingungen, so daß die den Sozialwissenschaften gestellte Aufgabe „richtiger“ Erkennung, Erfassung, Beschreibung, Sinndeutung und womöglich Gestaltung dieser Bedingungen nicht allein mit Hilfe des Identitätsprinzips (bloßen Sichnichtwidersprechens) bewältigt werden kann. Vielmehr wird diese umfassende Aufgabe der Sozialwissenschaft immer mehr zu einer „Kunst“, je weniger sich die zahlreichen und verschiedenartigen Faktoren, welche jenes Ich-Umwelt-Verhältnis bestimmen, ohne weiteres ausfindig machen, d. h. in ihrer Wirksamkeit „identifizieren“ lassen. Zu einer besonderen Kunst — auch im wissenschaftlichen Denken (insbesondere „richtigen“ Beurteilen und Verstehen) — wird alles, was nicht in sich folgerichtig erscheint, d. h. sich nicht ohne weiteres auf ein einheitliches Denkprinzip zurückführen läßt, vielmehr erst eines (sc. „künstlichen“ oder besser: kunstgerechten) Umweges über andere Bezüge und Instanzen bedarf, damit überhaupt eine „gemeinsame“ Beurteilungsebene zustande kommt. „Alle Kunst besteht nun einmal im „richtigen“ Vermitteln-„Können“², nämlich zwischen den „Polen“ des Vorhandenen (Gegebenen) und des Erstrebten, zwischen Sein und Wollen bzw. Sollen (daher Polaritätsprinzip genannt). Dabei gilt es stets, die sich jeweils gegenüberstehenden Pole der Seins- und Werdens-Sphäre auf einer „mittleren“ Linie „gemeinsamer“ Situationsbedingungen zu vereinen. Diese Kunst der „gemeinsamen“ Überbrückung und Verständigung wird um so schwieriger, d. h. verläßt den eigentlichen streng wissenschaftlichen Erkenntnisbereich, je mehr die zu überwindenden Gegensätze durch mannigfache Unsicherheitsmomente, Imponderabilien usw. bedingt sind.

Die Wissenschaft wird somit vom monistischen Identitätsprinzip, die Kunstlehre dagegen vom dualistischen Polaritätsprinzip beherrscht. Jene setzt mehr „exakt“ wissenschaftliche Analyse („richtigen“ Erkennens), diese dagegen mehr die Kunst „richtiger“, auch empirisch-verstehensmäßiger Synthese des Erkannten voraus. Beide gehören somit an sich zusammen, d. h. sie stellen keine absoluten (kontradiktorischen) Gegensätze dar. Vielmehr muß stets versucht werden, alle „richtige“ (d. h. überwiegend analytische) Erforschung der einschlägigen Erkenntniselemente, mit der „richtigen“ (d. h. überwiegend

² Alle Kunst kommt von „Können“.

synthetischen) Beurteilung und Bewertung der maßgebenden Erfahrungselemente in bestmöglichen Einklang zu bringen.

Da die Sozialwissenschaften die „überwiegend menschlichen“ Belange zum eigentlichen Gegenstande und Ziele ihrer Erkenntnis gemacht haben, so stellen sie natürlich in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen auch die „richtige“ menschbetonte Auffassung und Behandlung jenes entscheidenden Ich-Umwelt-Verhältnisses. Dabei interessieren sich bisher die einen mehr für die fragliche Stellung des Ich, die anderen dagegen mehr für die Beschaffenheit der Umwelt, während das „richtige“ Verhältnis beider, von Ich und Umwelt, erst in letzter Zeit zum Gegenstande ausführlicher Untersuchungen gemacht wurde. Zur Erlangung der „richtigen“ Erkenntnisse bediente man sich dabei der verschiedensten — sei es natur-, sei es geisteswissenschaftlichen — Methoden, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, beide in das „richtige“, d. h. dem jeweiligen Erkenntnisgegenstand und -ziel bestmöglich entsprechende (Gemeinschafts-) Verhältnis zu setzen. Der Naturwissenschaftler, dessen „exaktes“ methodisches Vorgehen in letzter Zeit besonders Schule gemacht hat, hält natürlich die von ihm erzielten Erkenntnisse, welche hauptsächlich den Charakter der (Natur-) Umwelt — weniger den des Ich — betreffen, nebst den von ihm angewandten — meist experimentell-induktiven Methoden — für die allein „richtigen“. Im Gegensatz zu ihm schwört der Geistes- und Kulturwissenschaftler, der sich umgekehrt mehr auf die Analyse des Ich konzentriert und dabei meist zu sehr das einschlägige Verhältnis dieses Ich zur Umwelt vernachlässigt, überwiegend nur auf die mehr mit deduktiv-intuitiven Mitteln gewonnenen erkenntnismäßigen Urteile. Beide Forschungsrichtungen fanden nur in den wenigsten Fällen den Weg zu einander.

Zwischen ihnen gewissermaßen eingekesselt, versucht die Sozialwissenschaft Fuß zu fassen und ihre selbständige Position zu behaupten. Sie hat ihr Hauptaugenmerk, wie gesagt, auf die vom „überwiegend menschlichen“ Standpunkte aus „richtige“ Beinhaltung und Formung des fraglichen Ich-Umwelt-Verhältnisses gerichtet. Die jeweilige Behandlung dieses Ich-Umwelt-Verhältnisses ist somit kennzeichnend für die dabei zugrunde gelegte Auffassung vom Wesen der Sozialwissenschaft, überhaupt alles Sozialen selbst. Es würde den Rahmen dieser Studie weit überschreiten, wollte man hier versuchen, auch nur in großen Zügen, den im Laufe der Zeit eingetretenen Wandel in Erkenntnisgegenstand, Erkenntnisziel und Sinndeutung der Sozialwissenschaft näher zu beschreiben. Dies soll einer späteren systematischen Gesamtdarstellung der Soziologie vorbehalten bleiben. Es mag daher genügen, hier nur kurz darauf hinzuweisen, daß — ungeachtet dieser verschiedenen Gärungsprozesse, denen die Sozialwissen-

schaft während des letzten Jahrhunderts bis zu ihrer jetzigen Konsolidierung und Reifung ausgesetzt war — nach wie vor unverrückbar im Mittelpunkt alles solchen Wandels die Interpretierung der Soziologie als Wissenschaft vom sozialen, d. h. mit- und umweltlichen **L e b e n** steht. Es kann daher von vornherein gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß von dieser „richtigen“ sozialen Lebensauffassung zugleich auch die richtige Auffassung vom Wesen der Sozialwissenschaft abhängt.

Aber auch das „Leben“ selbst wurde meist nur unter ganz bestimmten, dazu einseitigen Aspekten betrachtet, so daß die aus solchen Betrachtungen gezogenen Schlußfolgerungen natürlich ebenso unvollkommen ausfallen mußten. Es sei hier nur kurz auf die einseitige und daher falsche Identifizierung des Lebensganzen mit folgenden seiner bloß äußeren Erscheinungsmerkmale bzw. Teilkomponenten hingewiesen:

Die einen sahen im Leben nur das objektive, z. B. biologische Sein, bzw. das subjektive Bewußtsein. Die anderen betrachteten es als reale oder irreale Erscheinung, während die Gewissenhafteren mehr dem innersten Wesen, d. h. den eigentlichen Urgründen alles Lebens nachspüren zu sollen glaubten, um so die (ontologische oder metaphysische) „Wirklichkeit“ des Lebens zu erfassen. Weitere Autoren begnügten sich lediglich damit, Form und Inhalt gewisser Lebenserscheinungen zu beobachten und zu deuten. Schließlich wird das Leben als erstrebenswerter Idealzustand, als erlebnishafter Traum, als trügerischer Schein hingestellt, ja zum bloßen Theater oder Gesellschafts- (Lotterieu- usw.) Spiel herabgewürdigt. In neuester Zeit hat unter dem Gewicht des Zusammenbruchs zahlreicher bisheriger „Existenzen“ in und nach dem letzten Kriege vor allem die (existentialistische) Auffassung des Lebens als „Existenzfrage“ stark an Boden gewonnen. Doch bleibt sie meist zu sehr im Ausweglosen, ja Nihilistischen und damit Sterilen stecken, als daß sie einer echt sozialen „Lebens“auffassung wirklich lebendige Impulse zu liefern möchte.

Nach allen diesen Fehldiagnosen kann m. E. die Sozialwissenschaft nur noch als Wissenschaft vom „richtig“ gelebten bzw. „richtig“ zu lebenden Leben verstanden werden. Dies ist aber — wie meine früheren grundsätzlichen Betrachtungen anderweitig gezeigt haben sowie die nachfolgenden Ausführungen bestätigen werden — gleichbedeutend mit der Auffassung des Lebens als einer **K u n s t**. Soziologie als soziale Kunstlehre, d. h. als wissenschaftlich-erkenntnismäßig fundierte Lehre von der sozialen Lebenskunst umfaßt gleichmäßig **a l l e** vorstehend herausgestellten Sonderfaktoren und Sonderaspekte des Lebens in einem **e i n h e i t l i c h e n** Sinne, d. h. sie berücksichtigt sowohl alle entscheidenden wissenschafts- als auch kunstgerechten, also

sowohl alle theoretischen wie auch praktischen Belange in gleichem Maße oder besser: in ausreichendem „Gemeinschafts“-Sinne.

2.

Ursprünglich versuchte man alle Sozialwissenschaft nach Art der Naturwissenschaft zu behandeln, d. h. man legte auf den möglichst „exakten“ Nachweis der entscheidenden Kausal-, Grund-Folge- und Sinnzusammenhänge den größten Wert. Die Strenge solchen Nachweises der unverrückbaren Aufeinanderfolge von Grund und Folge eines sozialen Ereignisses galt dabei um so eher gewahrt, je mehr er sich dem alt überkommenen Kausalitätsprinzip: „bestimmte Ursachen — bestimmte Wirkungen“ einordnen oder ihm wenigstens hinreichend anpassen ließ. Im Grunde schloß man dabei im bloßen Analogiewege von der „bestimmten“ Tatsache (Faktum), daß im Naturbereiche bestimmte Ursachen bestimmten Wirkungen entsprechen und umgekehrt, einfach darauf, daß auch im menschlichen Geistes- und Handlungsbereiche „bestimmte“ (Erkenntnis- und Verhaltens-) Gründe (Voraussetzungen) für „bestimmte“ (Erkenntnis- und Verhaltens-) Folgen und umgekehrt diese für jene maßgebend sein müßten. Man nannte solche Schlüsse üblicherweise logische Urteile und war meist geradezu stolz auf ihre womöglich mathematisch zu unterbauende Exaktheit. Erst in allerneuester Zeit scheint man sich allmählich immer mehr bewußt zu werden, daß man mit solcher Formallogik nur verhängnisvollen Trugschlüssen anheimfiel. Nur sind sich offenbar die wenigsten heutigen Sozialforscher darüber im klaren, warum im sozialen Lebensbereiche mit solcher strengen Formallogik nicht weiter zu kommen ist. Mit den unangebrachtesten Methoden, ja z. T. mit verzweifelten Anstrengungen versucht man gewaltsam die wissenschaftliche Etikettierung aller angestellten Sozialüberlegungen, aufgestellten Sozialgrundsätze und begutachteten Sozialhandlungen und damit überhaupt die Ehre und Existenzberechtigung aller Sozialwissenschaft zu retten. Dabei übersehen oft die einen, daß sie an Stelle „wahrhafter“, d. h. ideologisch unvoreingenommener Sozialeinstellung ins stets schwankende Fahrwasser auf- und abwogender Partei- und Personalpolitik hinübergleiten, während die anderen sich vor dieser Entgleisung nur dadurch zu hüten versuchen, daß sie die weitestgehende Exaktifizierung aller sozialwissenschaftlichen Gedankengänge nach dem Schema der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse propagieren. Hier scheuen sich die letzteren z. T. sogar nicht, die Sozialwissenschaft zu einer bloßen Schachbrett- und Gesellschaftsspiel-Lehre, quasi zu einem Zweig der mathematisch-statistischen Wahrscheinlichkeitslehre zu degradieren. Beide in solche Extreme verfallenden sozialwissen-

schaftlichen Bestrebungen sind natürlich in gleicher Weise zu verwerfen, weil sie dem eigentlichen Charakter unserer heutigen Sozialwissenschaft in keiner Weise gerecht zu werden vermögen. Die eine extreme Richtung führt zu einer bloßen *Verpersönlichung*, die andere zu einer nicht minder einseitigen *Versachlichung* alles sozialen Anliegens. Der wahre Sozialcharakter läßt sich eben weder nach dem Objektivitäts- und Exaktheitsschema: „bestimmte — sei es Ich- oder Umwelt-Ursachen bzw. Gründe $\rightarrow$ bestimmte Wirkungen bzw. Folgen“ noch nach dem kontradiktorisch entgegengesetzten Subjektivitäts- und Parteien-, d. h. Unexaktheitsschema: „unbestimmte Ursachen bzw. Gründe $\rightarrow^3$ unbestimmte Wirkungen bzw. Folgen“ erschließen, sondern nur nach dem allein dem sozialen Leben selbst entnommenen obersten Wechselseitigkeitsprinzip: „gemeinsame (d. h. Ich- und Umwelt-) Ursachen bzw. Gründe $\longleftrightarrow^4$ gemeinsame (d. h. Ich- und Umwelt-) Wirkungen bzw. Folgen.“ Mit Annahme dieses obersten Sozialgrundsatzes in allem Denken und Handeln ersetzen wir die bisherige einseitige naturwissenschaftlich-kausale sowie individual- und formallogische Denkweise durch eine stets zunächst nach *gemeinsamen* Entsprechungs- und Wirkungsmöglichkeiten zwischen Ich und Umwelt forschende echte sozialwissenschaftliche und reallogische Auffassungsweise. Ich habe in meiner „Lebenskunst und Lebensgemeinschaft“ dieses m. E. echt sozialwissenschaftliche Hauptprinzip aller sozialen Urteilsfindung und Urteilsbegründung den „Satz vom zureichenden Realgrunde“ genannt, weil er in erster Linie für alles fragliche „richtige“ soziale Denken und Handeln das entscheidende Kriterium abgibt. Diesem Prinzip zufolge gilt es somit im „Sozialen“ letzten Endes das „Richtige“⁵ auf dem Wege über das „überwiegend (menschlich-) Gute“ zu verwirklichen, durch optimale Gestaltung der „gemeinsamen“, Ich und Umwelt zusammenführenden Lebensbelange.

Eine besondere Gefahr, der die Sozialwissenschaft bei der richtigen Analyse, Sinngebung und Gestaltung dieses Ich-Umwelt-Gemeinschaftsverhältnisses heute leicht erliegen könnte, würde, wie schon angedeutet, in einer falschen Sicht ihrer beiden Pole, vor allem in einer ungerechtfertigten Überbetonung eines Poles — sei es des Ichs oder der Umwelt — zuungunsten seines Gegenpoles zu suchen sein.

³ Das Zeichen: $\rightarrow$ ist zu lesen: . . . haben zur Folge . . .

⁴ Das Zeichen: $\longleftrightarrow$ ist zu lesen; . . . bedingen wechselseitig.

⁵ Als das im sozialen Sinne „Richtige“ gilt hiernach stets das jeweils „gemeinsam“ an und mit meiner (persönlichen und sachlichen) Umwelt bestmöglich Erkenn- und zugleich Realisierbare an beiderseitiger „überwiegend menschlicher“ Haltung (cf. Anmerkung 6).

Zu falschen Perspektiven hat in neuerer Zeit nicht zuletzt der starke Aufschwung der exakten Naturwissenschaften mit ihren „welterschütternden“ Forschungsergebnissen, sei es im Makrokosmos oder im Mikrokosmos, beigetragen. Denn für den modernen Physiker z. B. ist die von ihm erforschte (Natur) Umwelt alles, nämlich als Inbegriff des Objektiv-Sachlichen, ja „Wahren“ schlechthin, dem doch jede Wissenschaft — also auch die Sozialwissenschaft — in erster Linie nachzueifern habe. Das einzelne Ich, überhaupt genommen als Repräsentant alles Subjektiv-Persönlichen, verschwindet demgegenüber immer mehr oder sinkt zu völliger (nihilistischer) Bedeutungslosigkeit herab. Alles Materielle wurde dabei immer auf irreduzible Faktoren, zuletzt nur noch auf Raum und Zeit, zurückgenommen. Jedes von uns beobachtete Ding wurde nur noch als eine rein objektive Erscheinung außerhalb uns gedeutet und gewertet. Die ganze Naturwelt wurde so einem erbarmungslosen Prozeß völliger Entgeistigung, Entpersönlichung, Entdingung, ja Entgottung unterworfen. Die damit perfekte Entsinnlichung unserer äußeren Natur wurde durch die Einführung des nichteuklidischen (sinnlich nicht mehr wahrnehmbaren) Raumes in die physikalische Begriffswelt zu einer vollendeten Tatsache. Allen diesen immerhin doch aber „gedanklichen“, weil arbeitshypothetisch genutzten Neukonstruktionen verdankt die moderne Kernphysik ihre epochalen Entdeckungen auf dem Gebiete der Atomenergie. Durch die — auch praktisch immer leichter gemachte — Gewinnung dieser neuen Energiequelle wurde die Macht des Menschen über die Natur gewaltig vermehrt, ohne daß sich jedoch die Forscher sehr darum bekümmerten, was mit dieser verstärkten Macht geschieht. Jeder so unverhoffte materielle Machtzuwachs kann sowohl dem Guten wie dem Bösen dienen. Soll aber — so lautet jetzt die entscheidende Frage — die Wissenschaft auch ihre Hand zur etwaigen Verwirklichung des Bösen bieten? Hier scheiden sich vorläufig noch sehr die Geister. Viele Naturforscher meinen, der Wissenschaftler könne immer nur das Gesetz befolgen, nach dem er nun einmal angetreten sei; er treibe die Wissenschaft eben um der Wissenschaft willen, d. h. um die Welt, ihre Wirklichkeit und Wahrheit richtig zu erkennen, zu erforschen und so tiefer in sie einzudringen, ohne Rücksicht darauf, ob dem Menschen dadurch Gutes oder Schlechtes widerfahre.

Auch die reinen Geisteswissenschaftler suchen der Frage, ob Wissenschaft ihrem wahren Geiste untreu werde, wenn sie den Interessen und Bedürfnissen des praktischen Lebens dient, tunlichst aus dem Wege zu gehen. Das beliebte Schlagwort von der „Voraussetzungslosigkeit“ (unter der sich allerdings niemand etwas Rechtes vorstellen kann) aller Wissenschaft beginnt nunmehr wieder die Runde zu machen. Jede Anwendung der Wissenschaft bedeute eine Gefahr für ihren

Geist, so daß „zweckfreie“ Forschung die einzig richtige Devise sei! Beide Standpunkte fußen aber offenbar auf dem gleichen — zwar an sich richtigen, hier aber falsch verstandenen — Grundsatz der „Eigengesetzlichkeit“ und „Unabhängigkeit“ alles wissenschaftlichen Denkens und Forschens und sind jedenfalls für die hier zur Debatte stehende Sozialwissenschaft in gleicher Weise als einseitig, weil lebensfremd zu verwerfen.

Hier hat die Sozialwissenschaft gewissermaßen in die Bresche zu springen und sowohl vor einer Überschätzung des Objektiven-Naturbedingten, d. h. schließlich des Umweltlichen, als auch des Subjektiv-Geistbedingten, also Innenweltlich-Ichhaften, in gleicher Weise zu warnen. Denn beide vorerwähnten Standpunkte vergessen, daß diese zwei polaren Hauptelemente alles ich-umweltlichen, d. h. gesellschaftlichen Denkens stets durch das ihnen „gemeinsame“ Faktum des Mensch-Seins miteinander verbunden werden. Hier wird offenbar das Wesen alles wahren Erkennens mit dem Wesen wahren Menschseins auf eine gleiche Stufe gestellt oder mit ihm gar verwechselt. Es mag wohl „Seiendes an sich“, d. h. unabhängig vom menschlichen Wollen und Schaffen geben, doch wird auch dieses Seiende immer nur auf Grund menschlicher — nicht ewig gültiger, sondern bekanntlich häufig wechselnder — Vorstellungsinhalte „richtig“ zu erfassen und zu begründen sein. Alle Begriffsmodelle, Arbeitshypothesen, überhaupt Vorstellungen des Menschen vom Ich und seiner Umwelt, sind doch schließlich nur Symbole für etwas an sich Unerkennbares, dem der Mensch wie dem verschleierte Bild von Saïs stets nur in unerreichbarer Ferne näher zu kommen trachtet. Damit erweisen sich somit auch alle — sei es natur-, sei es geisteswissenschaftlichen — Konstruktionen als bloße „Kunst“-Bauten, also als etwas Künstliches, welches nur solange Bestand hat, wie jene „Konstruktionen“ den mit ihnen — ausgesprochen oder unausgesprochen — verbundenen Zweck erfüllen. Eine völlig zweckfreie (auch Natur-) Wissenschaft gibt es somit nicht. Vielmehr sind Wissenschaft und Kunstlehre auch im nicht-sozialen Bereiche eng miteinander verquickt. Das Erkennen dessen, was ist und das Erkennen wofür und wozu, um das Erkannte auf das „richtige“ Verstehen der tatsächlichen Zusammenhänge auch anwenden zu können, gehören stets zusammen. Erst recht alle — stets praktische — Erfahrungswissenschaft ist somit zweipolig — innen- und umweltlich — fundiert. Diese beiden Pole auf den „richtigen gemeinsamen“ Nenner zu bringen, ist nun einmal eine Kunst, welche wissenschaftliches Erkenntnisstreben und praktische Lebenserfahrung zu einer „höheren“ Einheit zu verbinden trachtet. Nur so vermögen Theorie und Praxis sich hinreichend zu ergänzen und wechselseitig zu befruchten. (Vgl. meine „Theorie und Praxis“, a.a.O. in extenso.)

3.

Das „Richtige“ zu treffen beim Erkennen, Verstehen und Gestalten von Ich-Umwelt-Zusammenhängen ist immer mehr zu einer Kunst geworden. Es kommt heute ja nicht so sehr darauf an, den fraglichen (d. h. bloß möglichen) Sinn echten Verstehens (z. B. im Max Weberschen Sinne) oder gar des bloßen Selbstverständnisses beim einzelnen Menschen vom Ich-Standpunkt her ausfindig zu machen, als vielmehr darauf, die wahre Kunst echten gegenseitigen Verständnisses von Mensch zu Mensch, überhaupt vom Ich zur Umwelt zu pflegen. Mit anderen Worten, es gilt nunmehr die Kunst richtigen gegenseitigen Verstehens, Verhaltens und Handelns von Ich und Umwelt weiter auszubilden und soweit zu vervollkommen, daß bestimmte Grundsätze, Richtlinien, Regeln usw. für solches richtige Verhalten und Handeln gegenüber unserer Umgebung gewonnen werden können.

Alles wissenschaftliche Denken folgt in immerwährender Unruhe einem nie erlahmenden, ungesättigten Forschungsdrang. Es ist stets fortschrittlich-dynamisch gerichtet, d. h. stets darauf aus, noch unerschlossenes Bruch- und Neuland in seine erkenntnismäßigen Entdeckungsfahrten einzubeziehen. Innerhalb dieses dynamischen Fortschrittsdenkens aber versucht es stets gewisse überkommene statische Halte- und Richtpunkte zu seiner besseren Orientierung und Selbstbeurteilung einzuhalten. D. h. es sucht nach systematischen Gesichtspunkten Ausschau zu halten, die ihm die Einordnung des noch Unbekannten in gewohnte Erkenntnisbahnen erleichtern helfen. Anders dagegen das k u n s t gerechte Lebensdenken (und Lebenshandeln). Es ist seinen Grundzügen, d. h. seinem Zielpunkte nach stets statisch, seinem Ausgangspunkte nach aber dynamisch gerichtet, indem es nicht fortschreitende Erkenntnis und deren Einfügung in festgefahrene Systemgesichtspunkte sucht, sondern umgekehrt stets darauf bedacht ist, einen neuen Rahmen für die neugewonnenen bzw. zu gewinnenden Erkenntnisse ausfindig zu machen, um so die Formen seines Denkens immer besser seinen gewandelten Inhalten, Sinndeutungen usw. anzupassen. Während der strenge Wissenschaftler somit mehr im Dynamischen statisch (seinsgebunden) denkt, denkt der echte Lebenskünstler im Statischen mehr dynamisch (ziel- und willensgerichtet).

Schon die zu erfassenden und zu beschreibenden sozialen Vorgänge müssen von vornherein zur Vermeidung einseitiger Aspekte unter der „richtigen“ Ich-Umwelt-Perspektive betrachtet werden, d. h. sie müssen von vornherein vom ebenso streng wissenschaftlichen, d. h. analytischen wie lebensbezogenen, d. h. synthetischen Standpunkte echt sozialer Lebenskunst gesehen und gewürdigt werden. Nicht also bloß

das richtige Gestalten unseres Lebens wird damit zu einer Kunst, sondern auch die richtige Ermittlung, Beschreibung und Sinndeutung der Daten dieses Lebens, indem z. B. einerseits Überflüssiges oder Unwesentliches bei der Bewertung dieser Daten ausgeschaltet und andererseits „Gewichtiges“ entsprechend in Rechnung gestellt werden muß. Zwischen diesen beiden Polen, dem Bedeutenden und Unbedeutenden, dem Wesentlichen und Unwesentlichen, erstreckt sich das weite Feld der Imponderabilien, dem nur mit geeigneten Wahrscheinlichkeitsmethoden beizukommen ist. Schon die richtige Stoffauswahl wird zu einem Problem der Lebenskunst. Hier darf nicht wahllos Wichtiges und Unbedeutendes gleichmäßig berücksichtigt werden, sondern es muß, z. B. auch bei sogenannten Stichproben aus sozialen Massenerscheinungen (etwa der öffentlichen Meinungsbildung) die richtige Repräsentativ-Erhebung Platz greifen, welche auch als wahrer (*pars pro toto*-) Ausdruck für die Struktur des zu beurteilenden Grundphänomens genommen werden kann. Diese Kunst der richtigen Stoffauswahl, Stoffeinteilung und -einordnung gilt ganz allgemein. Schon in der Schule müssen die jungen Menschen immer mehr gelernt haben, bei dem in Rede stehenden Einzelfall nach der rechten Einordnung in das Ganze zu fragen und dieses Ganze auch in den Grenzen des betreffenden Spezialfaches nicht außer acht zu lassen, schon um nicht engstirniges Spezialistentum zu züchten. Zu diesem Zweck muß der gewaltige, schier erdrückende Wissensstoff, der auf dem einzelnen Lernenden lastet, völlig neu durchdacht, gesichtet und entsprechend geordnet werden. Hier bestände somit die echte „Kunst“ des sozialen Forschers und Lehrers darin, auf Grund besonders „ausgewählter“ Kapitel des reichhaltigen sozialen Stoffgebietes seinem Leser oder Hörer exemplarisch vorzuführen, wie in diesem so beschränkten Problemkreis die fraglichen charakteristischen Verfahrensweisen und Erfahrungen hinsichtlich der richtigen, d. h. bestmöglichen Erfassung der entscheidenden Ich-Umwelt-Faktoren ihren symptomatischen Niederschlag finden.

Jede Wissenschaft, erst recht die Sozialwissenschaft, welche es mit den einschlägigen *Erfahrungs*-Gegebenheiten, d. h. den entscheidenden Seins- und Willens- bzw. Sollensbeziehungen von Ich und Umwelt zu tun hat, hat sich nun einmal mit den unvermeidlichen Spannungen, welche zwischen ihrer grundsätzlich zweckfreien Forschungsweise (sog. Grundlagenforschung) und deren zweckgebundenen Anwendung bestehen, im Sinne einer richtigen Erfassung und Gestaltung des beide Pole (im Verhältnis des Ich zur Umwelt) verbindenden „Gemeinsamen“, auseinanderzusetzen. Dieses „Gemeinsame“ ist z. B. bei der Wirtschaftswissenschaft das wirtschaftliche, bei der Rechtswissenschaft das rechtliche und bei unserer hier in Rede

stehenden Sozialwissenschaft eben das soziale, d. h. das überwiegend menschliche Element.

Dieses „Gemeinsame Überwiegend-Menschliche“ als Zentralpunkt alles Sozialen wissenschaftlich exakt festzustellen, d. h. zu erkennen, zu ermitteln und zu beschreiben, geschweige denn es einwandfrei zu gestalten, wurde im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Kunst⁶. Die historische Verfolgung dieser Entwicklung würde zweifellos auf besonders reizvolle Perspektiven führen. Insbesondere würden dabei etwa folgende Fragestellungen, die hier indes nur angedeutet, nicht weiter behandelt werden können, zu aufschlußreichen Ergebnissen führen: Wie hat sich bisher das zwischen Ich und Umwelt „Gemeinsame“ entwickelt, worin bestand es und besteht es jetzt bzw. wie wird es sich weiter entwickeln? Welche Rolle spielte bei diesen „Gemeinsamkeiten“ das „Überwiegend Menschliche“? Ist dabei etwa eine Sinnverlagerung dieses „Gemeinsamkeits“-prinzips eingetreten? Wie hat sich dabei das Verhältnis vom „Gemeinsamen“ schlechthin zum „Überwiegend-Menschlichen“ im besonderen gestaltet, d. h. verschoben, vor allem das Verhältnis des „gemeinsamen, nicht-überwiegend Menschlichen“ (z. B. des überwiegend Sachlich-Dinglichen, wie Geographischen, Wirtschaftlichen, Technischen usw.) zum „gemeinsamen Überwiegend-Menschlichen“? Alle diese zweifellos wichtigen Problemstellungen müssen Spezialuntersuchungen vorbehalten bleiben. Hier wollen wir uns nur der besonders aktuellen Aufgabe zuwenden, wie diese Kunst richtigen sozialen Denkens und Handelns um so schwieriger wird, je mehr die scheinbare sog. Herrschaft des Menschen über die Natur sich in Wirklichkeit als eine zunehmende Abhängigkeit von den mittels dieser Herrschaft gewonnenen zivilisatorischen, insbesondere technischen „Kunst“-Erzeugnissen erweist.

Um dies einzusehen, ist es wichtig, sich zuvor darüber im klaren zu sein, daß zum sozialen Bereiche nicht bloß die sog. zwischenmenschlichen Beziehungen (von Mensch zu Mensch) gehören, sondern auch die Mensch-Ding-Beziehungen, welche die sachliche (z. B. geographische, wirtschaftliche, technische usw.) Umwelt der Menschen vom überwiegend menschlichen Standpunkt aus betrachtet. Das sog. „Zwi-

⁶ Schon deswegen, weil es immer schwieriger wird, den richtigen Maßstab für dieses „Überwiegend Menschliche“ ausfindig zu machen, welcher nicht bloß durch konträre Gegenüberstellung zum „tierischen“ Verhalten gewonnen werden kann. Denn wie die neueren tierpsychologischen Forschungen von *Schenkel*, *Lorenz* und *Portmann* ergeben haben, sind die von vielen Tieren gegenüber ihrer tierischen Umwelt geübten Kampfesformen als weit „artgemäßer“, „gesitteter“ und „ritterlicher“ anzusprechen als die oft viel „bestialischeren“ Verhaltensweisen des Menschen in seinem Daseinskampfe gegenüber seiner menschlichen Umgebung. Der Mensch hat gegenüber dem Tiere hauptsächlich nur den „Willen zum Guten“ voraus.

schenmenschliche“ darf eben nicht von dem sachlichen Lebensbereiche (Natur, Wirtschaft, Recht, Technik, Kunst usw.) losgelöst betrachtet werden, da die immanente Realpolitik der sozialen Tatsachenwelt, d. h. der faktischen Polaritätsverhältnisse, dazu zwingt, beide immerfort aufeinander zulaufenden und aufeinander abgestimmten Polreihen stets gleichmäßig im Auge zu behalten⁷.

Zu einer echten Sozialeinstellung (Gesinnung) gehören demgemäß nicht bloß die „richtige“ Einhaltung der formalen („Zueinander“- und „Auseinander“- „Anpassungs“- und „Auslese“- usw.) Beziehungen zu den sozial zu Betreuenden, sondern zugleich eine hinreichende sachliche, z. B. wirtschaftliche, technische, gesundheitliche, rechtliche usw. Beinhaltung dieser Formalbeziehungen. Schließlich sind bei den „Mensch-Sach“-beziehungen auch noch diejenigen sozialen Wechselbeziehungen zu berücksichtigen, welche zwischen sachlichen Gegebenheiten, Einrichtungen, Zuständen, Eigenschaften, Merkmalen usw. einerseits und der sozialen Umwelt andererseits bestehen. Sie werden vor allem von Bedeutung bei der sozialen Typenbildung und Typenanalyse⁸. In jedem Falle hat sich alle Sozialeinstellung nicht bloß auf das Mitmenschlich-Persönliche, sondern auch auf das Umweltlich-Sachliche zu erstrecken. Erst das beiden Aspekten „Gemeinsame überwiegend Menschliche“ bringt den „richtigen“, d. h. bestmöglich ausgerichteten Gesamterfolg im Sinne unserer sozialen Lebenskunstlehre. Für diese Lehre heißt „richtig“ sozial denken und handeln zunächst stets, in allen persönlichen und sachlichen Beziehungen das Einigende über das Trennende stellen zwecks Erzielung eines „gemeinsamen überwiegend menschlichen“ Kontaktes mit der Umwelt.

4.

Das Charakteristische in der Entwicklung der beiden grundlegenden sozialen, polar stets miteinander ringenden Kraftkomponenten, der Mensch-Mensch-Beziehungen, sowie der Mensch-Sach-Beziehungen besteht nun darin, daß die ersteren (persönlichen) infolge der zunehmenden Vorherrschaft der materiellen (wirtschaftlichen, technischen usw.) Lebensformen und -inhalte in letzter Zeit immer unbeständiger, unbedeutender, ja unbestimmter und unsicherer geworden sind, während die letzteren (sachlichen) Beziehungen einem Prozeß erhöhter Stabilisierung, Normung, ja Verhärtung und oft gewaltsamen machtpolitischen Lenkung und Planung ausgesetzt worden sind, vor allem

⁷ cf. für das Folgende auch meinen Aufsatz „Soziologie als Lebenskunstlehre“ in Schm. Jahrb. 74. Jahrg. 1953, 2. Heft, S. 24 ff.

⁸ cf. darüber meine Abhandlung „Über ‚richtiges‘ und ‚typisches‘ Sichverhalten und Handeln im Gesellschaftsleben“, Kölner Ztschr. f. Soziologie, 6. Jahrg. 1953/54, Heft 2.

aber auf Kosten der bisherigen Freiheit des Menschen. Einem nachlassenden natürlichen Gemeinschaftsempfinden von Mensch zu Mensch steht damit ein verstärktes — jedoch meist nur künstlich gezüchtetes — Kollektiv- und Abhängigkeitsbewußtsein im Verhältnis von Mensch und Sach-Umwelt gegenüber. Beide an sich auseinander strebenden Entwicklungstendenzen nunmehr richtig, d. h. bestmöglich auf einen einheitlichen Nenner zu bringen, und zwar im Sinne eines hinreichenden Zurgeltungskommens des Überwiegend-Menschlichen, wird damit immer mehr zu einer wirklichen *Kunst*, welche nicht bloß im rein wissenschaftlich-kontemplativen Analysieren stecken bleiben darf.

Man wende nicht ein, es sei nur natürlich, wenn die Abhängigkeit des Menschen von den materiellen äußeren Dingen sich trotz zunehmender Herrschaft des Menschen über die Natur erhöht, statt vermindert habe, da der Mensch durch die von ihm geschaffenen Apparaturen und Mechanismen eben sach- und funktionsabhängiger geworden sei. Die vom Menschen nur scheinbar beherrschten, in Wirklichkeit aber weiter herrschenden Naturgesetze unterlägen, so glaubt man solche Argumentation zu rechtfertigen, nun einmal der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“, während unserer menschlichen Existenz der Grundcharakter der Einmaligkeit und Geschichtlichkeit, also auch der Wechselhaftigkeit und Unbeständigkeit eigen sei. Hierzu nur kurz folgendes: Wie ich in meiner „Lebenskunst und Lebensgemeinschaft“⁹ ausführlich nachgewiesen habe, beruht die bereits eingangs gestreifte Fiktion von der unaufhaltsamen „Wiederkehr des Gleichen“ (gleiche Ursachen — gleiche Wirkungen) auf einer falschen Anwendung des nur in der Logik gültigen Identitätsprinzips (bzw. Satzes vom Widerspruch) auf die reale Welt der (auch Natur-) Tatsachen.

Nach dieser Wirklichkeitsauffassung sind alle unsere Vorstellungen nur gegenbildliche Wiederholungen (innere Widerspiegelungen, Reflexe) der äußeren Dinge, bzw. diese nur äußere Abbildungen unserer inneren Vorstellungen, ohne daß diese beiden „Seiten“ der Wirklichkeit sich irgendwie gegenseitig zu beeinflussen vermöchten. Alles Denken und Erkennen wird damit zu einem bloßen Verknüpfen sich wiederholender „gleicher“ Vorstellungen über „gleiche“ Dinge, und umgekehrt alles Sein zu einer bloßen Wiederkehr „gleicher“ vorgestellter Dinge gestempelt. Demgegenüber müssen wir jedoch feststellen: Weder reichen unsere angeblich „gleichen“ Vorstellungen aus, um mit ihnen die „gleichen“ Dinge der (besonders Natur-) Außenwelt zu erklären, noch vermögen die angeblich „gleichen“ beobachteten Dinge allein „gleiche“ Vorstellungen über sie hervorzurufen oder gar zu rechtfertigen. Vielmehr vermag immer nur die auf ihrer ständigen polaren

⁹ Vgl. Anmerkung 1.

Wechselbestimmung beruhende „Gemeinschaftlichkeit“ von Dingen und Vorstellungen die „Gemeinschaftlichkeit“ ihres Auftretens hinreichend zu erklären und zu deuten.

Alles Wirklichkeitsgeschehen muß eben einen zureichenden *R e a l*-grund haben, welcher sich durchaus nicht immer mit dem *V e r n u n f t*-grund deckt. Das Denknotwendige (Vernünftige) ist noch nicht ohne weiteres auch das wirklich Daseiende (oder gar Lebensnotwendige) et vice versa. Der selbständige Gegenpol der *N a t u r*kraft (-macht) läßt sich eben nicht ungestraft vom „vernünftelnden“ *G e i s t e* übersehen. Der Hauptfehler der Monisten war es, gerade diesen elementaren Naturfaktor nur auf dem Wege der Verneinung (als Nicht-Geist oder Nicht-Ich) von der allein existierenden und selig machenden Vernunft abzuleiten. Die Natur ist eben mehr als bloße — ihrer selbst unbewußte Vernunft. Durch die unerlaubte Identifizierung beider wird nur eine Naturnotwendigkeit der Vernunft, nicht aber zugleich auch eine Eigengesetzlichkeit des Natur- und Willenstriebs anerkannt. Der vielgepriesene „kategorische (d. h. aus sich selbst heraus gültige) Imperativ“: „Du kannst, denn Du sollst“, ist als bloß formales Vernunftgesetz weit davon entfernt, dem handelnden Menschen ein wirkliches *K ö n n e n*, eine wirkliche „seelische Kraft“ zur freudigen Erfüllung seiner Pflichten zu vermitteln. Hierzu sind vielmehr nur die aus der polaren Wechselwirkung von Ich und Du, von Innenwelt und Außenwelt geborenen *G e m e i n s c h a f t s*kräfte imstande.

Alle Naturprozesse unterliegen bekanntlich vor allem dem strengen Gesetz der Vermehrung der Entropie, welche gleichbedeutend ist mit der Bevorzugung des Endzustandes gegenüber dem Anfangszustand. Wir bezeichnen solche Prozesse als nichtumkehrbar (irreversibel). Mechanische Arbeit z. B. kann mittels der dabei erzeugten Reibung vollständig in Wärme umgesetzt werden, aber nicht umgekehrt. Damit ist also auch für die Naturvorgänge in gewissem Sinne eine „geschichtliche“ Einmaligkeit und Unwiderruflichkeit anerkannt worden. Auch für unsere Naturwelt gibt es somit keine Wiederkehr des Gleichen, sondern immer nur den Übergang von Bewegung in Wärme, welcher sich nicht nur als der Übergang von einer geordneten zu einer mehr ungeordneten Bewegung der Moleküle, sondern zugleich auch als die Ablösung eines sehr wenig wahrscheinlichen Zustandes durch einen viel wahrscheinlicheren erweist. Läßt man den Dingen in der Welt also ihren freien Lauf, so würden sie im Einklang mit dieser Boltzmannschen Deutung durchaus die Richtung vom Unwahrscheinlichen zum Wahrscheinlichen nehmen. Entsprechend gilt das Umgekehrte. Unser Unbestimmtheitsgefühl gegenüber der — vor allem technisch „beherrschen“ — (Natur-) Umwelt, in der wir leben, ist somit durchaus nicht unwahrscheinlicher und unnatürlicher als dasjenige, welches die „freie“,

d. h. sich selbst überlassene Natur beherrscht. Auch diese hat eben ihre eigene „Geschichte“. Dennoch müssen wir uns heute, wie schon vorhin betont wurde, davor hüten, uns diesen naturgesetzlichen Wahrscheinlichkeitsbestimmungen etwa wie ein haltloser Pokerspieler blindlings zu unterwerfen, der seine Einsätze immer mehr erhöht und dabei schließlich sein Heim, seine Stellung, ja sein ganzes Leben aufs Spiel setzt. Dies alles nur, weil ihm die Gewißheit fehlt, daß er gewinnen und daß das Geschick ihm hold sein wird.

Die meisten Menschen suchen heute diesen zunehmenden Mangel an Gewißheit über ihr künftiges Geschick durch mannigfaltige Ersatzbefriedigungen auszugleichen. Sie alle wollen mehr „Sicherheit“, die ihnen vor allem die moderne Technik zu bieten scheint. Damit fallen sie z. T. aber, wie die nachfolgenden Betrachtungen noch im einzelnen ergeben werden, einer verhängnisvollen Selbsttäuschung zum Opfer. Denn technische Leistung schlechthin bietet noch keine hinreichende Gewähr für größere Stabilität und Lebenstüchtigkeit. Das Sichverlassen auf erreichte Zivilisationsstufen bürgt für die Erhaltung der Kulturhöhe große Gefahren in sich. Technische Götzenanbetung in Form eines übersteigerten Maschinen- und Apparatekultes fördert nicht, sondern hemmt den wahren Fortschritt der Gesellschaft, da er die Quellen des Schöpferischen versiegen läßt. Auch Festhalten an unserer geschichtlichen Vergangenheit, an unserer Flagge, unserer Nation, unseren Lebensgewohnheiten, verbürgt allein noch nicht den ersehnten Erfolg und Festigkeitsgrad im Leben. Am wenigsten vermag, wie die Geschichte immer wieder gelehrt hat, militärische Stärke allein menschliche Kulturen zu garantieren, da ihr das wahre soziale (Gemeinschafts-) Fundament fehlt. Jede neue Lebensaufgabe, vor die sich der Mensch gestellt sieht, läßt sich eben nicht mit „mechanischer“ Sicherheit lösen, sondern verlangt eine ebenfalls neue spontane Reaktion vom Einzelnen wie von der Gemeinschaft. Eine Patentlösung, mit der Welt fertig zu werden, gibt es nun einmal nicht. Vielmehr muß jeder versuchen, durch rechtzeitige innere und äußere Anpassung an die jeweiligen Lebensumstände der ihn bedrohenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Hierzu verhilft ihm nicht bloß Glauben an die eigene Stärke oder Leistung, sondern zunächst ein natürlich-instinktives Verbundenheitsgefühl, sodann ein allgemein vermutetes Bewußtsein von gemeinsamer menschlicher Vernunft. Sollte aber auch diese Vernunft nicht vorhanden sein, so dürfte ein hinreichender Appell an vorhandene Interessengemeinschaften nach unserem Satze vom zureichenden Realgrunde (demzufolge die „richtige“ Einstellung sich ergibt als polares Produkt von gemeinsamer Lage und gemeinsamem Verhalten) wirkungsvoller sein. Alle derartigen Gemeinschaftslösungen, wie die natürliche, die vernünftige, die interessenmäßige usw., sind

jedoch nicht bloß auf streng sozialwissenschaftlich-analytischer Erkenntnisbasis zu gewinnen, sondern bedürfen der gehörigen Unterbauung und Ergänzung durch lebenskünstlerisch-synthetische Erfolgsmethoden, wie sie in ihren Grundzügen in meinem Aufsatz „Über Wesen, Stellung und Aufgabe der Lebenskunstlehre als neuer sozialwissenschaftlicher Disziplin“¹⁰ geschildert worden sind. Die oben hervorgehobene zunehmende Diskrepanz zwischen dem Unsicherheitsgefühl des einzelnen Menschen und dem Sicherheitshalt, den ihm seine — besonders „technisch“ beherrschte — Umwelt zu bieten scheint, kann somit nur auf echt lebenskünstlerischem Wege überwunden werden. Zufall (Glück), Leistung und hinreichendes Gemeinschaftsbewußtsein müssen sich eben gegenseitig die Hand reichen, wenn sie die heute auf uns einstürmenden verwickelten Probleme des sozialen Lebens meistern wollen.

Das bedeutet aber nicht, alle Verantwortung für die Zukunft auf eine anonyme „Gemeinschaft“ abzuwälzen. Ohne E i g e n l e i s t u n g geht es nimmer! Denn diese allein verbindet jede noch so schwierige Ausgangsposition mit der erstrebten Endposition und damit das Sein mit dem Wollen bzw. Sollen. Es gehört zu den größten Irrtümern unserer Zeit, das Soziale immer mehr verplanen, gewissermaßen an die Kette legen zu wollen. Man kann die Bevölkerung nicht gegen die Wechselfälle des Lebens dadurch sichern, daß man etwa den Staat, überhaupt der Allgemeinheit die Verpflichtung aufbürdet, für sie zu sorgen. Wir leiden heute bereits unter einer ungesunden, erschreckenden Verflechtung, ja Verfilzung unserer sozialen Ansprüche und Leistungen. Man sucht diese damit zu rechtfertigen, daß nun einmal die „Gemeinschaft“ die Grundrisiken des Lebens zu tragen habe; es fragt sich nur, wie weit diese „Grundrisiken“ abgesteckt werden. Reichen sie auch ebenso weit nach oben wie nach unten, d. h. dienen sie ebenso der Sicherstellung unserer elementarsten Lebensbedürfnisse wie eines gewissen Lebensstandards? Wenn ja, dann sollte man dieses an sich löbliche Ziel doch dadurch erreichen, daß man zunächst einmal dem Einzelnen hinreichende Gelegenheit gibt, sich eigene private Reserven zu bilden, damit das persönliche Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Gemeinschaft nicht geschwächt wird. Die sozialen Verantwortlichkeiten dürfen nicht bloß öffentlichen Organisationen überlassen werden, damit nicht ein mit größerem Zweckvermögen sich gar zu leicht einstellender verstärkter Machtwille der Bürokratie die neu gewonnene „Sicherheit“ mit verlорener Freiheit erkauft. Ein sozialer Wohlfahrtsstaat, der die Sicherheit seiner Bürger evtl. nur mit polizeilichen Zwangsmitteln zu garantieren versucht, hat Sinn und Zweck

¹⁰ In der „Festgabe für Georg Jahn zur Vollendung seines 70. Lebensjahres“.

alles sozialen Anliegens von vornherein verfehlt. Ja, er kommt einer Verhöhnung und Desavouierung alles echten Sozialempfindens gleich.

Um hier das „richtige“ Maß zu finden, genügt es nicht, vage Vergleiche zwischen beobachteten „Krankheits“-Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft und solchen des individuellen menschlichen Körpers anzustellen, um auf dem Wege über die dabei gezogenen Analogieschlüsse das gesuchte „richtige“ Ich-Umwelt-Verhältnis ausfindig zu machen. Noch weniger geht es selbstverständlich an, solche „typischen“ Krankheitsabläufe des menschlichen Körpers mit denen der verglichenen Sozialstrukturen nahezu gleichzusetzen, wie es Hermann Friedmann („Epilegomena, Zur Diagnose des Wissenschaftszeitalters“) jetzt gewagt hat. Die Lockerung des Soziallebens würde ihm zufolge in den bösartigen, selbstgesetzlichen Zellwucherungen des Individuumkörpers nicht nur ihre spiegelbildliche Entsprechung finden, sie wäre wohl auch deren „Ursache“ (sic!) — oder, besser, beide entsprängen aus einer Dissoziationstendenz in einem biologischen Allgemeinsubstrat (S. 177). Die bösartige Geschwulst im Leben des Einzelnen wird damit geradezu als soziale „Kulturkrankheit“ (S. 178) gedeutet und gewertet oder umgekehrt: letztere stellt als angeblicher — sogar wörtlich zu nehmender — „Krebsschaden“ den unumgänglichen Preis für die sowohl im Physischen wie im Psychischen heute überhand nehmenden ungesunden Freiheitsüberbeanspruchungen des Einzelnen dar.

Was ist mit solchen organizistischen „Wunder“-Analysen gewonnen? Die bis zum Auseinanderfallen entartende Freiheit (genauer: Dissoziation) von Naturvorgängen wird hier mit derjenigen sozialer Anarchietendenzen auf eine gleiche Stufe gestellt. Was liegt dabei näher als der im Hintergrunde schwebende Gedanke: Der Einzelne braucht sich nur mehr „zusammenzunehmen“, um solchen gefährlichen Erkrankungen aus dem Wege zu gehen, was aber offenbar die einschlägigen Ich-Umwelt-Zusammenhänge gar zu sehr vereinfachen hieße. Mit Hilfe solcher primitiven Methoden wird weder die geschwächte Ich-Position des Einzelnen gefestigt noch die Macht der gefährlichen Umwelt-Einflüsse gemildert. Auch hier vermag nur echte soziale Lebenskunst-Auffassung und -anwendung das „Richtige“ zu treffen.

Nicht minder dürfte es zu verwerfen sein, die Menschen im Kampf mit den jeweiligen Zeitumständen damit vertrösten zu wollen, die zu bewältigenden Lebensprobleme blieben im Grunde immer wieder die „gleichen“. Man brauche sich also nur rechtzeitig auf sie einzustellen und sich mit den üblichen Abwehrmitteln zu wappnen, um sie auch erfolgreich überwinden zu können. Früher, im 17. Jahrhundert, im Zeitalter des Barock wurde die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens mit zum Hauptthema in der Literatur, Philosophie, Poesie und

Kunst erhoben, wie die Skulpturen (z. B. Berninis), die deutschen Barockdichtungen, die Philosophie Pascals usw. immer wieder ausdrücken. Diese Vergänglichkeit wurde bedauert und beklagt, jedoch als etwas Unvermeidliches und Unabänderliches hingenommen. Wie anders ist es heute. Unser Zeitalter hat mehr den Kampf mit der Vergänglichkeit aufgenommen, nicht zuletzt dank der gewaltigen Fortschritte auf den medizinischen, psychologischen und technischen Forschungsgebieten. Hierbei hat vor allem der gemeinsame, wenn auch z. T. bis ins Illusionshafte übersteigerte Gedanke, sich immer tunlichst jung und frisch zu erhalten, Pate gestanden. Der so mit den modernsten Hilfsmitteln künstlich erzielte Schein des Nichtalters übt nach wie vor eine große Suggestivkraft aus. Die Kosmetik hält die Frauen jung, während der durch den Sport gestählte Wille die Spannkraft und Ausdauer der Männer steigern hilft. Allem Vergänglichen wird — gerade mit Hilfe der Technik — der lähmende Schauer des Unabwendbaren genommen, indem ihm der „kunstvoll“ verbrämte Palliativ-Mantel des Unbestimmten, Aufschiebbaren und daher Erträglichen umgehängt wird. Die Folge ist, daß die Menschen sich — auch in den verschiedensten Altersstufen — nicht mehr so fremd bleiben wie bisher, sondern sich näher kommen. Man glaubt feststellen zu können, daß man sich trotz der verflossenen Jahre eigentlich gar nicht verändert hat. Man liebt noch „dieselben“ Dinge, die man früher geliebt hat. Ja man sieht sogar „dieselben“ Erscheinungen immer wieder auftreten, verbunden mit „denselben“ Leiden und Freuden wie ehemals. Kurz, das Konstante, Gleichbleibende wird von uns stärker empfunden als das Variable, Dahinschwindende. Frühere Epochen sahen eben mehr das Trennende, Unabänderliche unter den Menschen und den sie beschäftigenden Dingen, jetzige Zeiten blicken dagegen mehr auf das „Gemeinsam“-Verbindende, Abänderliche und Verbesserliche im Ablauf unseres Lebens. Die ältere Lebensauffassung neigt mehr zu fatalistischem Sich-Gehen-Lassen, während die jetzige mehr von aktivem Eingreifen in das Geschehen erhofft. Beide Auffassungen sind natürlich — für sich gesehen — einseitig. Erst ihre polare Ergänzung und gemeinsame Aufeinanderabstimmung im Wege echten Lebenskunst-Denkens und -Handelns vermag den wahren Ansprüchen unseres Lebens gerecht zu werden. Ohne den Versuch zu solcher Synthese wird die Einheit des gesellschaftlichen Ganzen, in das wir nun einmal eingebettet sind, stets nur fragwürdig und bedroht erscheinen.

Diese Gefahr zunehmender Brüchigkeit und Zerfahrenheit unseres ganzen Lebensdenkens wird durch einen weiteren Umstand begünstigt: Bei der heutigen inneren und äußeren Zerrissenheit unseres Daseins hat — jedenfalls in der „Freien Welt“ — das Unregelmäßige, Anomale, in sich Gespaltene, ja krankhaft Entartete unter dem Einfluß zuneh-

mender Spezialisierung und Individualisierung unserer Lebensbedürfnisse und deren verhältnismäßig leichter mechanisch-technischer Befriedigung sowieso schon die Neigung, sich gegen das mehr Regelmäßige, in sich Geschlossene und Harmonische aufzulehnen. In der „Unfreien Welt“ dagegen wird umgekehrt alles individuell-persönlich Geartete von den vorherrschenden kollektivistischen Tendenzen gewaltsam zurückgedrängt oder gar unterdrückt. Durch die so im ständig verschärften Kampf zwischen Individuum und Gesellschaft nur noch geschürten dialektischen Dissoziationstendenzen wird es dem Trennenden, Vereinzelten im Ich-Umwelt-Verhältnis immer schwerer gemacht, sich dem Einheitlich-Verbindenden sozialorganisch einzuordnen. Erst recht aus der heutigen Welt der Zerstörung, auf deren Trümmern der einsame Mensch in seiner Verlorenheit hockt, erklingt immer eindringlicher, ja verzweifelter der Schrei nach Erlösung. Damit wird es immer mehr zu einer besonderen Lebenskunst, trotz des erhöhten Selbstständigkeitsdranges alles Teil- und Gliedmäßigen im Ich-Umwelt-Verhältnis den Anschluß an das ihm zugehörige Ganze nicht zu verlieren, es „richtig“ zu erfassen und im echt sozialen Gemeinschaftssinne richtig gestalten zu helfen. Alle soziale Bedrängnis erwächst nur aus einem gemeinschaftswidrigen Mißverhältnis zwischen dem Ich und seiner Umwelt. Aber gerade mit den drückenden sozialen Nöten unserer Zeit nicht nur theoretisch (erkenntnismäßig), sondern auch praktisch — durch Aufstellung optimaler Lebensgrundsätze und -regeln — (ohne ideologische Voreingenommenheit!) — fertig zu werden, muß zu einer der vornehmsten Aufgaben unserer Lebenskunstlehre zählen.

An sich wäre es nun ein sehr verlockendes Ziel, die eigentümliche Rolle, d. h. die verschiedenen lebenskünstlerischen Funktionen aufzuzeigen, welche den mannigfaltigen Institutionen unseres gesellschaftlichen Lebens, wie Familie, Schule, Gesundheitswesen, Berufswesen, Recht, Technik, Wirtschaft usw. und schließlich Volk und Staat im ganzen im Sinne unseres sozialen Gemeinschaftsgedankens zukommen. Da eine solche Untersuchung aber den Rahmen dieser hier nur in ihren Grundzügen entworfenen Skizze bei weitem überschreiten müßte, zumal vieles davon von uns bereits anderweit gesagt worden ist, wollen wir uns im folgenden vor allem nur mit einem der aktuellsten und dringlichsten sozialen Probleme beschäftigen, wie sie durch die zunehmende Mechanisierung und Technisierung unseres gesamten gesellschaftlichen Lebens aufgeworfen worden sind.

5.

a) Ausgangspunkt und zugleich Zielpunkt aller Technik sind die Notwendigkeiten und Zweckmäßigkeiten, kurz die mannigfaltigen Le-

bensbedürfnisse des Menschen, von deren Befriedigung die Gestaltung des menschlichen Lebens abhängt. Diese Lebensnotwendigkeiten oder bloßen Lebenszweckmäßigkeiten gilt es der Natur mit den geeignetsten Mitteln abzurufen. Sie werden damit vom Menschen als die — sei es naturhaften, sei es geistigen — Bedingungen seines gesamten Daseins schlechthin empfunden, mit deren bestmöglicher Erfüllung er sich ständig auseinanderzusetzen hat. Diese Natur- und Geistesbedingungen des Lebens, von denen der Mensch abhängt, prägen einerseits sein eigenes Ich, andererseits die mannigfache Umwelt, in die dieses Ich hineingestellt ist. Dabei besteht aber keine einseitige Abhängigkeit des menschlichen Ich von dieser Natur- oder Geisteswelt wie bei den niederen Lebewesen, sondern wechselseitige Polarität. Dieselbe gestattet vor allem dem Menschen, auch von sich aus den ihm umgebenden Naturkräften gewisse (Reaktions-)Bedingungen und Verfahrensweisen aufzuerlegen, mit deren Hilfe es gelingt, auf möglichst vorteilhafte Weise mittels gewisser (insbesondere Natur-) Umweltveränderungen das zu erlangen, was die Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen vermag. Die Akte, welche solche Umweltumformungen zuwege bringen, nennen wir Technik. Sie können, was das Verhältnis von Aufwand und Erfolg betrifft, in mehr oder weniger wirtschaftlicher Weise angewandt werden. Solche Techniken werden damit vom Menschen entdeckt bzw. neu erfunden, um mit ihrer Hilfe die jeweils empfundenen Bedürfnisse (z. B. Nahrung, Kleidung usw.) durch tunlichste Zeit- und Mittelersparnis besser, vor allem schneller und dauerhafter befriedigen zu können. Bei solchem Austauschverhältnis zwischen den Ich- und Umweltenergien wird durch die Dazwischenschaltung der Technik ein Teil der künftigen Reaktionen auf Empfindungen, Bedürfnisse usw. vorweggenommen, nicht aber überflüssig gemacht. Die bisherigen Bedürfnisse, Lebensnotwendigkeiten und -zweckmäßigkeiten, Lebensängste usw. bleiben an sich nach wie vor — wenn auch mehr latent oder weniger bewußt — bestehen; was besonders deutlich wird, wenn die angewandten Techniken einmal zufällig (z. B. durch Einflüsse höherer Gewalt, unvorhergesehene Störungen o. dgl. m.) in ihrer Wirksamkeit versagen. Durch Anwendung neuer Techniken werden also die bisherigen Bedürfnisse der Menschen nicht aufgehoben und beseitigt, d. h. als Lebensprobleme überhaupt annulliert, sondern ihre Befriedigung wird nur zeitlich vorverlegt und leistungsmäßig, insbesondere qualitativ konzentriert und gesteigert (z. B. durch Erstellung von Werkzeugen, Maschinen, Apparaturen usw.). Alle Technik wird so zu qualitativ erhöhter — meist zugleich zu mehr einheitlicher — Vorleistung verschiedenster, sonst nacheinander auftretender und sich quantitativ häufender Befriedigungsmittel und -akte. Aktion und Reaktion von Ich und Umwelt er-

folgen dabei in tunlichster wechselseitiger (natur- und geistbedingter) Auslese- und Anpassungsbereitschaft.

Alle — auch technische — Kunst sucht nun einmal, wie wir sahen, ihrem Wesen gemäß stets zu v e r m i t t e l n zwischen den jeweiligen Lebenspolaritäten, in denen sich Ich und Umwelt gegenüberstehen. Insbesondere gilt diese Vermittlung den jeweiligen Bedürfnissen einerseits und ihrer Befriedigung andererseits. Dabei geht es aber heute nicht darum, etwa g l e i c h e Bedürfnisse mit g l e i c h e n Mitteln (1. Schema) zu befriedigen; denn das würde unter Umständen zum Kollektivismus führen. Ebenso wenig kann es sich heute nur darum handeln, ganz k o n k r e t e Spezialbedürfnisse mit ganz k o n k r e t e n (und sei es technisch noch so spezialisierten) Mitteln (2. Schema) zu befriedigen, welche gar nur einzelnen Bevölkerungsschichten oder -klassen zugute kämen, oder gar nur darum gehen, irgendwelche unbestimmten, vagen, also x - b e l i e b i g e n , völlig unübersehbaren Bedürfnisse mit x - b e l i e b i g e n Mitteln wahllos zu befriedigen (3. Schema), was offenbar zum extremen Anarchismus und Zerfall aller sozialen Ordnung führen könnte. Vielmehr muß alle lebensechte und lebensnahe Sozialeinstellung darauf bedacht sein, faktisch g e m e i n s a m e Bedürfnis- (Lage- und Verhaltens-)Situationen mit faktisch g e m e i n s a m a u f b r i n g b a r e n (Lage- und Verhaltens-)Mitteln bestens zu meistern. Hier kommt es somit nicht so sehr auf w i s s e n s c h a f t l i c h „wahr“ nachweisbares Denken und Handeln als vielmehr auf l e b e n s r i c h t i g e s und dadurch erst l e b e n s e c h t e s soziales Denken und Handeln an. Erst gemeinsame Ich-Umwelt-Bedingungen schaffen nun einmal gemeinsame Lebensgrundsätze und Lebensregeln für „richtiges“ soziales Ich-Umwelt-Verhalten. Dabei geht es nicht bloß um die Meisterung drückender und dringlicher, sondern auch mehr unbeschwerter, schlechthin genußreicher Lage- und Verhaltenssituationen (z. B. um die spezielle Technik, sich unter den gegebenen Umständen das Leben — etwa durch Beobachtung gewisser Regeln und Praktiken — so angenehm wie möglich zu machen, ferner um die Techniken der Gesunderhaltung, beruflichen Vorwärtstommens oder um die „Technik“, überhaupt sein Lebensglück zu machen o. dgl. m.).

Alle Technik entsteht jedenfalls nicht bloß aus dem Streben, empfundenen Lebensnotwendigkeiten zu genügen, sondern auch Überflüssiges, ja bloß der Lust und dem allgemeinen Wohlbefinden Dienliches zu verwirklichen. Je mehr dabei das Nicht-Notwendige, d. h. Überflüssige, in den Mittelpunkt der Bedürfnisbefriedigung rückt, um so mehr verdrängt die so entstehende „Kunst“ des Zweckmäßigen, Beliebigen-Schönen usw., überhaupt die mehr opportunistische Kunst bloßen (irrationellen) Improvisierens und Sichzurgeltungbringens, die strenge Notwendigkeit des Folgerichtigen, Vernunft- und — sei es natur- oder

ideenmäßig — Systemgebunden. Dabei ist jedoch das erstrebte eudämonistische „Wohlbefinden“ schlechthin nicht allein entscheidend; es muß auch mit „richtigen“ Mitteln erlangt werden. Nicht um ein wahlloses Glückseligkeitsstreben um jeden Preis geht es dabei — welches unter Umständen nur das Gegenteil, die Selbstvernichtung, in sich schlosse —, sondern um e c h t e Lebenskunst, welche stets das jeweils „Richtige“ bei der fraglichen Mobilisierung der geeignetsten Lebensbedingungen (d. h. Mittel- und Zielsetzungen) zu treffen sucht. Der Mensch, der da leben will, will nicht bloß schlechthin „existieren“, d. h. nicht bloß seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen (z. B. sich notdürftig ernähren, kleiden usw.), was einem mehr animalischen Vegetieren gleichkäme, sondern er will „richtig“ leben, um sich möglichst „w o h l“ zu fühlen. Andererseits wäre es übertrieben, ein solches Wohlbefinden des Menschen nur durch hinreichende Sicherstellung des an sich Überflüssigen gewährleistet zu sehen, wodurch das Überflüssige quasi zum Notwendigen gestempelt würde. Das Leben jedes Einzelnen von uns pendelt nun einmal stets zwischen den beiden Polen des biologischen Existenzminimums und des eudämonistischen Lebensoptimums hin und her. Es besteht dabei ein allmählicher Übergang vom Notwendigen zum Entbehrlichen und umgekehrt von diesem zu jenem. Das eine läßt sich, wenn man „richtig“ leben will, nicht ungestraft ohne das andere vernachlässigen. Gerade die durch die Technik begünstigte gewaltige Zunahme an den mannigfaltigsten Produktions- und Konsumtionsreizen und deren zahlreichen Befriedigungsmöglichkeiten macht unter dem so gehäuften „Überflüssigen“ die Kunst der „richtigen“ Auswahl immer schwieriger.

Dabei hängt das, was als notwendig oder überflüssig anzusehen ist, ganz von den jeweiligen Lebensbedingungen ab, in denen der Mensch sich befindet. Sind diese Bedingungen mehr zwangsmäßig auferlegt, so nähert sich der eine Pol unter Umständen soweit dem anderen Pol, daß praktisch beide Begriffe realiter miteinander zur Deckung gebracht werden. In solchen unausweichlichen Zwangssituationen geht dann der Blick, ja die Vorstellung von noch möglichen Wahlfreiheiten hinsichtlich Bedürfnisempfindung und Bedürfnisbefriedigung immer mehr verloren. Man lebt dann nicht mehr, um sich auch Überflüssiges leisten zu können, sondern begnügt sich damit, das Allernotwendigste zu erhalten und sich zu sichern. Das haben manche hervorragenden Lebenskünstler immer wieder durch ihre faktische Lebensweise gezeigt: Ich denke dabei nicht zuletzt an unsere standhaften Kriegsteilnehmer, insbesondere die Kriegsgefangenen und sonstigen Zwangslagerinsassen, welche auch in den gefährdetsten und aussichtslosesten Situationen immer wieder ihren heroischen Willen zum Leben unter Beweis gestellt haben, wobei die extremalen Bedingungen eines bio-

logischen Existenzminimums z. T. sogar weit unterschritten waren. Natürlich zählen solche Zwangslagen — im ganzen gesehen — mehr zu den Ausnahmefällen, da das Durchhalten in ihnen meist nur eine Frage der Zeit ist. Immerhin hat doch ihr relativ häufigeres Vorkommen in der Kriegs- und Nachkriegszeit dazu geführt, zum Kriterium und Richtmaß alles geglückten und damit „richtigen“ Wohlbefindens nicht bloß jenes, das Ich-Umwelt-Verhältnis von Fall zu Fall „bestens“ (optimal) gestaltende Mittel-Zweck-, d. h. Erfolgsstreben schlechthin zu machen, sondern in jenes „richtige“ Gestaltenwollen und Erfolgsuchen zugleich das — vor allem zeitliche — Moment weitestgehender Sicherheitsgarantie mit einzuschließen. Man liebt es nicht bloß, von heute auf morgen so gut wie möglich zu leben, sondern möchte tunlichst für alle Zeiten vor unangenehmen Überraschungen bewahrt bleiben. Gerade das in letzter Zeit immer mehr zu beobachtende Dahinschwinden des Vertrauens von Mensch zu Mensch, ja von Volk zu Volk, dürfte zu dieser sich bisweilen geradezu an Lebensangst grenzenden und sich immer mehr versteifenden „Sicherheitsmanie“ geführt haben. Nicht mehr das „gefährliche“ Leben, sondern möglichst „sicheres“ Leben ist heute zur meist befolgten Lebensparole geworden. Auf die verschiedenartigen — insbesondere politischen — Umstände näher einzugehen, die diese entscheidende Wende in der ganzen Lebenseinstellung der meisten Zeitgenossen verursacht haben, ist hier nicht der geeignete Ort noch Raum. In erster Linie dürften aber wohl die furchtbaren Kriegs- und Nachkriegserlebnisse mit ihren fortwährenden Ausbombungen und Vertreibungen der gesamten Zivilbevölkerung von Haus und Hof für diese durchaus natürliche und verständliche Reaktion weitester Kreise verantwortlich zu machen sein. Jedenfalls haben wir in dieser dauernden Sicherheitsuche, die sich manchmal — auch im Politischen — bis zum Fanatismus steigert, einen integrierenden Bestandteil der heute überwiegenden Lebenseinstellung aller Bevölkerungsschichten und -klassen zu erblicken und haben sie demzufolge bei der wissenschaftlichen Analyse dieser Einstellung und ihrer mannigfachen Folgen als ein unübersehbares Faktum gebührend in Rechnung zu stellen.

Natürlich gilt es nicht bloße Zwangslagen bzw. Zwangsvorstellungen, sondern auch diametral entgegengesetzte Extremallagen entsprechend zu würdigen, wo restloses Freiheitsstreben an keinerlei soziale, wirtschaftliche oder sonstige Fesseln gebunden ist. In ihnen wird sich alle ungehemmte Lebensgier zügellos zu entfalten und allen erreichbaren Genüssen triebhaft-unbekümmert zu frönen versuchen, wobei die Pole des Lebensnotwendigen und Entbehrlichen nicht minder nahe zusammenrücken wie in dem soeben behandelten Falle extremer Zwangssituationen. Nur mit dem entscheidenden Unterschied, daß jetzt das

an sich Überflüssige nicht mehr als entbehrlich, sondern als lebensnotwendig empfunden, entsprechend gewertet und begehrt werden wird. Indes brauchen wir diesem mehr bloß theoretischen Korrelat nicht die gleiche Aufmerksamkeit zu schenken, da es in der praktischen Wirklichkeit weit seltener anzutreffen sein wird. Denn wir leben nun einmal in einer Welt, welche ohne hinreichende gesellschaftliche und sittliche Schranken ganz undenkbar ist. Hinzu kommt, daß, wie schon betont, aller noch so starke freiheitliche Lebenswille und lustbetonte Lebensdrang durch die sich überall einschleichende Lebensangst und Existenzfrage erheblich gedämpft werden. Dabei soll allerdings nicht unterdrückt werden, daß in vielen Ländern gewisse haltlose Gesellschaftskreise den ewigen Tanz ums Goldene Kalb glauben ungeniert — in einer Art Götterdämmerung oder Weltuntergangsstimmung — vor aller Augen aufführen zu dürfen in dumpfer Resignation gegenüber allen kommenden Ereignissen. Das Schlimmste hierbei ist, daß auch die Jugend von solchen Versuchen nicht verschont wird, indem sie sich für derartige leichtfertige Vergnügen zu leicht mißbrauchen läßt, angeblich weil sie zur Zeit nichts hat, an dem sie sich aufzurichten und zu erbauen vermöchte. Infolge solcher überspannten dialektischen Lebenseinstellung zur Mit- und Umwelt, welche alle Lebenslust nur auf Kosten von um jeden Preis zu betäubender Lebensangst rechtfertigen zu können glaubt, nimmt das sonst ganz natürliche und gesunde, ja unentbehrliche ständige polare Wechselspiel von Lebensfreiheit und Lebenszucht (Lebensordnung) immer mehr anomale Formen an, ja läßt oft geradezu tragische Gleichgewichtsstörungen erkennen (vgl. u. a. steigende Selbstmordziffern).

Zu dieser sich damit dokumentierenden erhöhten Unsicherheit des heutigen Lebens hat — so paradox das zunächst klingen mag — nicht zuletzt auch der moderne *t e c h n i s c h e* Fortschritt beigetragen. Alle Technik vermag nämlich nur dann einer „richtigen“ Lebensgestaltung zu dienen, wenn sie durch ihre Zeit- und Arbeitsersparnis das erstrebte bestmögliche Wohlbefinden leichter erlangen bzw. stärken und sichern hilft. Dabei wird das Notwendige mehr durch Auslese- und Anpassungsvorgänge des Ich gegenüber dem Zwang der Umwelt, das Entbehrliche dagegen umgekehrt mehr durch Nachgeben der Umwelt gegenüber den Forderungen des Ich gewonnen. In beiden Fällen soll aber stets das Wohlbefinden des Einzelnen hinreichend gewährleistet sein. Was dabei als Wohlbefinden gilt, hängt ganz von dem Lebensideal und der Lebenseinstellung des Betreffenden ab. Ein Asket oder Mönch, z. B. ein indischer Fakir oder ein chinesischer Kuli wird hierüber andere Vorstellungen haben als ein Pariser Lebemann. Mit anderen Worten: das Richtmaß für das fragliche bestmögliche Wohlbefinden ist nun einmal für jeden Lebens *t y p* verschieden (vgl. meine kürzliche Abhandlung

„Über ‚richtiges‘ und ‚typisches‘ Sichverhalten und Handeln im Gesellschaftsleben“ a.a.O.). Dabei hat sich die Rolle der Technik im Laufe der Zeiten mit den von ihr jeweils ausgeübten — insbesondere zeit- und arbeitssparenden — Lebensverbesserungsfunktionen meist zugleich erheblich gewandelt. Denn mit den sich stets ändernden Lebensanschauungen und Lebensgewohnheiten wechselten auch Art und Umfang des Einsatzes technischer Hilfsmittel. So wurden mühsam erungene technische Fortschritte oft wieder aufgegeben oder ganz aus den Augen verloren. Ja, man scheute sich bisweilen nicht, technische Erfinder zu boykottieren oder gar für ihre Geistestaten zu bestrafen, sofern es die jeweilig öffentliche Meinung und Ordnung verlangten. So wurde Wohltat geradezu als Plage empfunden, da man das nicht abzusehende Ausmaß moderner Entdeckungen immer mehr zu fürchten begann. Ein technischer „Fortschritt“ konnte ja der Menschheit nur dann auf die Dauer Gutes bringen, wenn zu allen Zeiten ein wirkliches „Fortschreiten“ an ein vorher unverrückbar feststehendes und allseitig anerkanntes — sei es idelles oder reelles — Ziel vorlag. Hiervon kann aber nicht die Rede sein, da sich, wie schon erwähnt, die jeweiligen Lebensziele der Menschen zugleich mit ihren Lebensidealen im Laufe der Geschichte zu wandeln pflegten. Die Technik der Azteken, Inkas oder Ägypter war eine ganz andere als die Technik der Römer, eben weil die gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, religiösen und sonstigen Lebensbedingungen hier andere waren wie dort. Daraus folgt somit wieder, daß für die jeweilige Entstehung und Aufnahmefähigkeit technischer Erfindungen in erster Linie die richtige Gestaltung des jeweiligen gesellschaftlichen Ich-Umwelt-Verhältnisses maßgebend ist; eine Gestaltung, welche ihrerseits wiederum nicht etwa bloß einem speziellen Beruf oder rein wissenschaftlicher Einsicht oder gar nur einer bestimmten Lebens- oder Weltanschauung vorbehalten bleibt, sondern ausschließlich Sache echter allumfassender Lebenskunst ist. Vor allem muß der Glaube ein für allemal zerstört werden, als ob unsere heutige Technik dauerhafter sei als alle bisherigen Techniken, weil sie auf streng wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhe. Je exakter bemessen, d. h. je konkreter und beschränkter umrissen, je schärfer abgegrenzt also solche Aufbau- und Entwicklungsgrundlagen und -voraussetzungen für unsere heutige Technik sind, um so größer ist auch ihre Abhängigkeit von diesen überwiegend „künstlichen“, weil mehr zivilisationsgebundenen als natürlichen Stützen. Um so mehr werden sie insoweit daher zu einem Faktor der Unsicherheit und Schwäche an Stelle der erstrebten Sicherheit und Stärke.

b) Das haben nicht nur die jüngsten Entwicklungen unserer europäischen und nordamerikanischen Kriegs- und Friedenstechnik im Ver-

hältnis zu derjenigen außereuropäischer Völker (Rußlands, Asiens, Indonesiens, ja Afrikas usw.) eindeutig bewiesen, sondern zeigen auch Vergleiche längst vergangener Techniken aus der antiken und vorgeschichtlichen Periode. Technische Akte bestanden bei allen Völkern zu allen Zeiten nur so lange, wie sie einen realen Lebenszweck im Rahmen des jeweils gesteckten eudämonistischen Lebensideals optimalen Sichwohlbefindens zu erfüllen wußten. Entsprachen die gemachten Erfindungen nicht dem jeweils gültigen Lebensanschauungskreis oder den Lebenszielen der gerade herrschenden Führungsschichten, so wurden sie oft genug verkannt, verworfen, totgeschwiegen und ihre Urheber sogar bisweilen zu Tode gemartert. Je weniger naturverwurzelt und mit dem betreffenden Sozial- und Volkskörper organisch verbunden, je mehr also bloß künstlich aufgepfropft sich ein solcher neu aufkommender technischer Funktionsrahmen erwies, um so weniger hatten die sich in ihm abspielenden technischen Vorgänge Aussicht auf Bestand und Fortentwicklung. Um so weniger vermochten solche von der Allgemeinheit mehr bewunderten als sinngemäß verstandenen und verwerteten bloßen Zufalls-, Inspirations- und Import-techniken auch ein echtes Lebens- oder gar Sicherheitsbedürfnis zu wecken oder gar zu befriedigen.

Dies gilt auch für unsere heutige Technik. Alle moderne, d. h. westlerische Technik ist im Grunde eine Technik „auf Krücken“, welche sich erst noch auf die Dauer bewähren muß. Diese Bewährungsprobe kann sie jedoch nur dadurch bestehen, daß sie zu allen Zeiten — sei es Kriegs- oder Friedenszeiten — es nicht unterläßt, möglichst viele dieser künstlich angenommenen zivilisatorischen Krücken wieder abzulegen, und so immer mehr darauf bedacht ist, sich auf eigene Beine zu stellen. Dies kann ihr natürlich nicht ohne ständig wiederholte Gehversuche gelingen, welche sich vor allem stets in Richtung auf die bestmögliche Erfüllung der gemeinsamen Lebensziele der heutigen Menschen bewegen sollten. Dabei kommt es weniger auf die wirtschaftliche, d. h. sich nach überwiegenden Gewinnaussichten orientierende als auf eine wahrhaft soziale Ausrichtung der zu machenden Anstrengungen an, da nur diese für das Wohlbefinden der Allgemeinheit entscheidend ist. Alle technischen Errungenschaften sollten eben immer mehr den breitesten Volksschichten zugänglich gemacht werden. Denn nur das, was an möglichen Lebenserleichterungen und Wohltaten der Gemeinschaft nicht bloß einzelnen zugute kommt, hat Aussicht auf längeren Bestand. Damit wird allerdings noch nicht auch zugleich eine allgemeine Erhöhung der sozialen Sicherheit garantiert. Zwar ist es der eigentliche Sinn aller technischen Bemühungen, dem Menschen immer mehr die schweren Lasten und Sorgen abzunehmen, welche mit der Umformung und Dienstbarmachung der

Naturkräfte verbunden sind. Diese so bezweckte Ersparnis von Zeit-, Arbeit-, Kapital- usw. Aufwendungen schließt natürlich auch die tunlichste Verminderung der das bisherige Wirtschafts- und Sozialgefüge bedrohenden Unsicherheitsfaktoren in sich. Insoweit soll die Technik gewiß auch die Sicherheit unseres Lebens festigen helfen. Es fragt sich nur, ob sie dieser ihr von Hause aus zgedachten Aufgabe tatsächlich gerecht geworden ist. Wir müssen dies entschieden bezweifeln! In Wirklichkeit hat die moderne Technik der Neuzeit die Unsicherheit des ganzen Lebens immer mehr erhöht, ja sie hat sich — gewissermaßen damit einem inneren dialektischen Gesetz folgend — z. T. sogar gegen sich selbst gekehrt, was sich besonders in allen sozialen Notlagen, Umbrüchen, Revolutions- und Kriegeerscheinungen immer wieder drastisch offenbart hat. Dann wurde alles technische Vermögen nicht zum Helfer in der Not, sondern zum Wegbereiter des Chaos oder sogar des Unterganges. Man wende nicht ein, daß es sich dabei nur um Ausnahmesituationen handele, wo die Technik evtl. versage; denn wenn sie im entscheidenden Augenblick vorhandene Not eher zu vermehren als zu lindern vermag, dann hat sie von vornherein ihren eigentlichen, nämlich stets gemeinschaftsorientierten Sinn verloren. Aber auch unabhängig von solchen extremen sozialen Notlagen wird die Technik dem Menschen stets um so mehr zum Verhängnis werden, je weniger sie echten menschlichen Bedürfnissen der Gemeinschaft, sondern nur noch ihrem eigenen vorteilhaftesten Funktionieren, d. h. sich selbst dient, indem sie sich schematisch dem Automatismus gewinnversprechender „eherner“ Wirtschaftsgesetze unterwirft. Alle Technik, die sich bloß damit begnügt, bewirtschaftet oder gar verwirtschaftet zu werden, anstatt dem Wohle der Allgemeinheit und deren bestmöglicher sozialer Lebensentfaltung richtig zu dienen, hat ihren eigentlichen Zweck verfehlt. Sie muß früher oder später damit rechnen, daß sie ihre kulturelle Eigenständigkeit und damit echte Funktionsfähigkeit immer mehr einbüßt, ja evtl. ihre Existenzberechtigung ganz verliert. Denn sie untergräbt sich so nur selbst das Lebensfundament, auf dem sie gewachsen ist. Daher gehören heute richtige soziale Aufgeschlossenheit aller technisch orientierten Menschen nicht minder wie richtiges technisches Verständnis aller sozial denkenden Menschen, zu den unabweichlichen Voraussetzungen, weil sich stets wechselseitig fordernden und zugleich ergänzenden Polen echter sozialer Lebenskunst. Nur so vermag die Technik aus einem bloß wirtschaftlichen Zivilisationsinstrument zu einem echten, von breitesten Volksschichten getragenen Kulturgut zu werden.

Aber führt nicht — so wenden die modernen, jedes technische Fortschrittsstreben negierenden Natur- und Primitivitätsapostel ein — jede soziale Überantwortung und Ausrichtung der Technik schließlich

zu deren gleichzeitiger Matt- und Außerkraftsetzung wie umgekehrt die vorhin beklagte gegenteilige antisoziale Erscheinung einer einseitigen Vor- oder gar Alleinherrschaft der Technik („Technokratie“)? Denn eine immer weiter vorangetriebene Steigerung ihrer „sozialen“ Funktionen würde offenbar damit enden, daß die Technik dem Menschen immer mehr Arbeit abnimmt, so daß ihm schließlich in folgerichtiger Fortsetzung solchen Prozesses überhaupt nichts mehr oder nur noch recht wenig zu tun übrig bliebe. Zwar dürfte es praktisch wohl niemals dahin kommen. Doch die heutigen wiederholten Forderungen nach radikaler Reduzierung der Höchstarbeitszeit bis auf wenige Stunden pro Tag (vgl. auch Australien, Neuseeland u. a.) weisen deutlich genug in diese Richtung. Die entscheidende Frage bleibt somit: Was macht dann der bisher arbeitsgewohnte Mensch mit seiner so neu gewonnenen, immer größer werdenden „Freizeit“? Hilft damit die Technik nicht, das Arbeiten immer mehr zu verlernen? Und fällt der Mensch nicht so einer verhängnisvollen Illusion besseren Sichwohlbefindens zum Opfer, da das Leben ohne Arbeit offenbar jeden Inhalt und Sinn verlieren würde. Dieser zweifellos zu befürchtenden Tendenz kann offenbar nur dadurch vorgebeugt werden, daß alle ersparte Kraft der Technik in ein „richtiges“ Gemeinschaftsverhältnis zur Lebenskraft des einzelnen wie des gesellschaftlichen Ganzen gesetzt wird. M. a. W. der Mensch darf auch in seiner sogenannten „Freizeit“ nicht bloß sich selbst, d. h. z. B. bloß seiner Phantasie oder Einbildungskraft leben, etwa einem ihm vorgegaukelten, aber nicht zu verwirklichenden Lebenstraum-Ideal nachjagen, sondern er muß sowohl als Techniker wie als Mensch stets das Überwiegend-Menschliche als das wahrhaft Soziale, weil allen noch so verschiedenen Lebenslagen allein Gemeinsame, bei jeder fragwürdigen Ich-Umwelt-Einstellung im Auge behalten. Denn nur hinsichtlich dieser seiner Menscheneigenschaftlichkeit vermag die Technik ihm zu dienen, wie er umgekehrt auch seinerseits nur so allem technischen Fortschrittsstreben oder gar technokratischen Ausschließlichkeitstendenzen gegenüber sein wahres Menschentum zu behaupten weiß. Solch edles Menschentum zu verwirklichen, gelingt aber nicht „freizeitlicher“ Zerstreung und leerem Müßiggang, sondern nur schöpferischen Kräften echter Muße und innerer Sammlung zu verantwortungsbewußter Kulturarbeit, welche von den breitesten Schichten ständig getragen und gepflegt wird.

Wenn der Mensch sich so mittels der Technik die ihn umgebende Natur weitestgehend dienstbar zu machen sucht, so erscheinen Mensch und Natur zunächst nicht als polare, sondern als dialektische Gegensätze, die beide gleichermaßen um die Alleinherrschaft ringen. Sie müssen somit erst — und zwar auf dem Wege über das entscheidende

Ich-Umwelt-Verhältnis — allmählich umgewandelt (transformiert) werden, ehe sie einen polaren „Gemeinsamkeits“-Charakter anzunehmen, d. h. nicht mehr bloß gegeneinander, sondern zugleich mit- und füreinander zu wirken vermögen. Dies geschieht schon dadurch, daß der Mensch gezwungen wird, beständig gegen die ihm im Leben immer wieder von neuem begegnenden Schwierigkeiten und Hemmnisse anzukämpfen. Dabei pflegen sich sowohl Ich-Natur- und Umwelt-Natur als auch Ich-Geist und Umwelt-Geist immerfort aneinander und miteinander zu messen. Der Mensch kann eben weder nur der — eigenen oder ihn umgebenden — Natur noch seinen — eigenen oder fremden — Wünschen leben, sondern muß stets versuchen, auf einer mehr „mittleren“ Linie das Ich und Umwelt gemeinsam Verbindende ausfindig zu machen. Dies erfordert meist eine große Kunst, welche gerade durch die Einführung technischer Hilfsmittel erleichtert werden soll. Es ist die Kunst, alles Daseinsmäßige, d. h. Situationsgebundene mit allem Willensmäßigen auf einen bestmöglichen gemeinsamen Energie-Nenner zu bringen. Dabei gilt es, wie gesagt, die durch die Technik freigewordenen Energien im sozialen (Gemeinschafts-) Sinne für alle Beteiligten nutzbar zu machen. Dies ist schon deswegen nicht so leicht zu bewerkstelligen, weil sowohl Ausgangs- als auch Zielpunkt alles Denkens und Handelns für die verschiedensten Menschen (z. B. Berufs-)gruppen durchaus verschieden ist. So ist die Welt des Arztes oder Pfarrers eine andere als die des Börsenmaklers. Beide gehen von grundverschiedenen Vorstellungsschemen ihres Denkens und Wollens aus. Ja, viele unserer heutigen noch so verschiedenartigen Lebensstypen wissen überhaupt nicht so recht, was sie wollen, d. h. was sie sich eigentlich wünschen sollen, obwohl der bereits erreichte technische Höchststand nahezu alle sich regenden Wünsche immer leichter zu realisieren vermocht hat. Damit ist trotz allen scheinbaren Überflusses, den die Technik bietet, eine gewisse Leere und Schaltheit, ja Verlegenheit und bis zu Überdruß, Ekel und Abscheu sich steigerrnde Ausweglosigkeit gegenüber allem Lebenwollen und Lebenkönnen zu verzeichnen, so daß viele Menschen geradezu am Leben verzweifeln, weil sie seinen eigentlichen Inhalt und Sinn nicht mehr zu fassen vermögen. Wir haben damit ein neues Stadium in unserer bisherigen Menschheitsentwicklung erreicht, in dem es nicht mehr darum geht, die nun einmal vorhandenen Lebenswünsche und Lebensideale jeweils bestens zu verwirklichen, sondern sich überhaupt „Richtiges“ zu wünschen und „Richtiges“ in Erfüllung gehen zu lassen. Dabei müssen wir zum großen Teil die bedauerliche Feststellung machen, daß unsere Wunschfähigkeit nicht minder wie unsere Genußfähigkeit im Laufe der letzten Jahrhunderte — eben als Folge des technischen „Fortschritts“ — beträchtlich abgenommen hat. Die Kunst richtiger Bedarfsweckung und rich-

tiger Bedarfsdeckung ist uns als Folge erhöhter, durch die Technik begünstigter Energiefreisetzung immer mehr verloren gegangen. Je vielseitiger und verfeinerter die Genüsse wurden, die eine ständig auf Hochtouren laufende Wirtschaft und Technik zu liefern vermochten, um so wählerischer, unbefriedigter zeigte sich der Mensch, dem es dadurch immer schwerer gemacht wurde, Lebensinhalt (-ziel) und Lebensform in das richtige, d. h. optimale Mittel- Zweck- und Gemeinschaftsverhältnis zueinander zu setzen.

In diesem ständig technisch erleichterten und vervollkommenen Kampf des Menschen mit seiner Umwelt nehmen, wie schon erwähnt, die verschiedenen Lebens t y p e n natürlich eine verschiedene Stellung und Haltung ein. Der Asket verhält sich ihm gegenüber anders (abweichend) als der aufs Ganze gehende Egozentriker; der Uneigennützte wieder anders als der Bösewicht (vgl. meine Typenlehre a.a.O.). Auch historisch gewordene Typen unterscheiden sich sehr in ihrer Grundeinstellung zu der alles gesellschaftliche Leben beinhaltenden und formenden Ich-Umwelt-Polarität. Der ästhetische Zauber, der von den romantisch beschwingten Gefühls- und Traumerlebnissen einer „schönen Seele“ ausging, schuf natürlich andere Lebensvorstellungen und -bilder als ein mehr vernunftbetonter Aufklärungsfanatismus, der oft in pessimistisch-zersetzendem Kritizismus, ja Nihilismus stecken blieb. Weltmännisch-großzügige Art zu leben (z. B. im fair-play-Spiel eines wirklichen „Gentleman“) wird sich immer anders geben als die noch so peinlich gewissenhafte Routiniertheit, ja Durchtriebenheit eines kleinlichen Pedanten. Beide versuchen auf verschiedene Weise mit dem Leben und seiner Technik fertig zu werden. Der eine benutzt z. B. diese Technik lieber dazu, um schlechthin als ein „guter Spieler“ zu erscheinen, nicht also bloß, um immer nur zu gewinnen; der andere dagegen sieht in seinem Gegenüber immer nur den lästigen Querläufer, ja Konkurrenten und Gegner, den es am besten unschädlich zu machen gilt, weil es für ihn unerträglich wäre, auch einmal nachgeben, ja evtl. sogar verlieren zu müssen. Erst beide Typen zusammengenommen ergänzen sich als Pole auf einer „höheren“ gemeinsamen Ebene zu einer harmonischen Einheit. Denn es kommt im Leben nicht bloß darauf an, stets ein guter Gewinner, sondern zugleich auch ein guter Verlierer zu sein. Die Technik übernimmt dabei die wichtigste Vermittlerrolle, indem sie durch die von ihr entwickelten „Künste“, d. h. Fähigkeiten und Funktionen, die entscheidenden Ich-Umwelt-Beziehungen immer mehr im erhöhten Menschlichkeits- und Gemeinschaftssinne auszugestalten und damit sozial zu intensivieren vermag.

Alle technischen Errungenschaften haben an sich einen neutralen (Mittel-) Charakter, sie stehen z w i s c h e n den einschlägigen Lebenspolen und Lebenskräften, die unser Dasein beherrschen; sie dienen

sowohl dem Guten wie dem Bösen in und um den Menschen. Es ist also nur Aufgabe des Menschen selbst, diese so mit Hilfe der Technik mobilisierten Kräfte richtig, d. h. im Gemeinschaftssinne bestens zu steuern und schließlich zu meistern, was nun einmal ohne gehörige Lebenstechnik und Lebenskunst nicht zu bewerkstelligen ist. Dabei besteht nur die große Gefahr, daß die von der Technik gebotenen Hilfsmittel kraft ihres natürlichen Beharrungsvermögens als Eigenwirkkräfte und Eigentendenzen versuchen, sich immer mehr selbständig zu machen, so daß die von der Technik eingeführten Lebensformen beginnen, den Lebensinhalt geradezu zu beherrschen. Die damit sich offenbarende Eigengesetzlichkeit technischer Funktionen, überhaupt äußerer Lebensfaktoren, ist durch die neueste hypermoderne technokratische Entwicklung besonders gefördert worden. Die dabei bis zum äußersten spezialisierte Maschine hilft nicht mehr dem Menschen, sondern dieser hilft mehr der Maschine zu ihrer Existenz und Fortentwicklung. Der Mensch wird dabei zu einem bloßen, nur noch der Apparatur dienstbaren Geist, d. h. zum bloßen Funktionär.

Jedes Zeitalter hat nun einmal seinen eigenen Lebensstil. Auch unser jetziges technisches Zeitalter lebt einer nur diesem Stil eigentümlichen Vorstellungswelt. Unsere heutigen technischen Funktionen unterscheiden sich grundsätzlich von denjenigen früherer technischer Epochen mehr primitiver Lebensformen. Die bei diesen noch im Vordergrund stehende möglichst totale Befriedigung der elementarsten Lebensbedürfnisse ließ nach ebenso totalen wie radikalen (und spezifischen) Mitteln Ausschau halten. Das fragliche Mittel richtete sich überwiegend nach dem gesetzten letzten Endzweck, dem es bedenkenlos untergeordnet, ja notfalls sogar geopfert wurde. Erst die mit weiterem zivilisatorischen und kulturellem „Fortschritt“ erweiterten Lebensbedürfnisse lieferten auch detailliertere und verfeinerte Befriedigungsmittel. Ja, die überhandnehmende „moderne“ Mechanisierungstechnik trägt immer mehr dazu bei, die anfangs noch durchschlagenden instinktiv-triebhaften Grundbedürfnisse (insbesondere Fortpflanzung und Ernährung) der Menschen auf das „richtige“ Maß zurückzuschrauben. Wir finden diese Tendenz heute besonders deutlich hervortreten, wenn wir die technisch „fortgeschrittensten“ Gebiete Westeuropas und Nordamerikas den mehr „zurückgebliebenen“ Gebieten Asiens und Afrikas gegenüberstellen. Während diese letzteren nach wie vor gewaltige Geburtenüberschüsse aufweisen und weiterhin dazu beisteuern werden, daß — nach vorsichtigen Berechnungen — die gesamte Erdbevölkerung in den nächsten 26 Jahren voraussichtlich ebenso viel zunehmen wird (bis auf 3,5 Milliarden Menschen), wie sie in den letzten 100 Jahren insgesamt angewachsen ist, wird dagegen in den hochindustrialisierten Ländern ein nennenswerter Zuwachs

überhaupt nicht zu erwarten sein. Hier macht sich die bekannte zivilisatorisch-technische Bremswirkung analog zum Malthusschen Bevölkerungsgesetz besonders folgens schwer bemerkbar, wie umgekehrt zugleich die heute oft übersehene regulativ-ausgleichende Sozial-Komponente, ja soziale Gemeinschaftsfunktion, die allem technischen Vorwärtstreben innewohnt, diesem Streben erst eigentlich Sinn und Inhalt verleiht und aller Menschheitsentwicklung ihren dominierenden Stempel aufdrückt. Lebenswille und Lebenstechnik begegnen sich somit im modernen Maschinenzeitalter stets auf „mittlerer“ Ebene. Damit ist eine grundlegende Wandlung in der Stellung und Bedeutung der Technik innerhalb des gesellschaftlichen Lebens eingetreten. Richtete sich in früheren Zeiten das gesuchte technische Mittel mehr nach dem erstrebten Bedarfszweck, so sind heute beide, Mittel und Zweck, mehr harmonisch und organisch aufeinander abgestimmt, wenn aller technische „Fortschritt“ überhaupt noch einen „höheren“ Sinn erfüllen soll. Während in primitiven Entwicklungsanfängen alle technischen Erfindungen mehr auf Zufall beruhten, so liegt heute geradezu System in ihnen. Die Lust am Erfinden und an möglichst ergiebiger Auswertung der Erfindungen bzw. der gemachten Entdeckungen steht jetzt im Vordergrund alles technischen Denkens und Handelns. Die Gefahr besteht dabei darin, daß nicht wie in der vortecnischen Epoche das zu wählende Mittel den erstrebten Zweck nachahmt und von ihm quasi Besitz zu ergreifen sucht, sondern daß nunmehr umgekehrt das fragliche Mittel immer mehr Selbstzweck wird und sich in ihm ganz verliert. Jetzt gilt es somit besonders darauf zu achten, daß nicht mehr nur blindlings oder gläubig „drauflos“ erfunden wird, sondern auch alles Erfundene „richtig“ angewandt und in den gesamten gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß und Rahmen organisch eingegliedert wird. Dies erfordert eine hohe Lebenskunst, die sich nicht bloß in der Anfertigung von noch so imponierenden „Kunststücken“ erschöpft. M. a. W. alle technische Kunst muß immer mehr zum integrierenden Bestandteil jedweder sozialen Lebenskunst werden, indem sie dem Menschen nicht bloß im Kampf mit der materiellen Umwelt hilft, sondern ihm auch im Kampfe mit der eigenen und der fremden Ideenwelt den notwendigen richtungsweisen Beistand leistet. Alle äußere Not wird damit nicht nur rein äußerlich, mit bloßen technisch-wirtschaftlichen Hilfsmitteln überwunden, sondern auch in ihrem eigentlichen geistig-seelischen Urgrunde und Zielbereiche echten Mensch-Seins bzw. Mensch-Sein-Wollens erfaßt und innerlich geläutert.

c) Gerade wo technische Kräfte in Erscheinung treten, werden alle anders gearteten Kräfte leicht beiseite gedrückt, insbesondere die seelischen und geistigen. Die Anbetung des Überirdischen, also auch

Gottes, wird dabei immer mehr durch eine Anbetung des Irdisch-Materiellen, eben des technischen Wunders, verdrängt. Wo herrscht heute mehr Andacht und Frömmigkeit unter den gläubigen Zuschauern, im Gotteshaus vor den Altären, oder im Sportstadion vor den sich dort abspielenden Wettrennen der aufheulenden Motoren? Die Technik ist für den heutigen Menschen immer mehr zu einer Art Religionsersatz geworden. Diese Dämonie der Technik liegt aber letztlich nicht bloß in dem Überhandnehmen der technischen Apparatur selbst begründet, sondern weit mehr in der dämonischen, d. h. magischen Art und Weise, wie sich der Mensch, d. h. sein Geist und seine Seele mit Hilfe solch ständig zunehmenden technischen Fortschritts immer mehr der Schöpferkräfte der Natur bemächtigt. Die entscheidende Frage, die uns in diesem Zusammenhang beschäftigen muß, lautet also: Wie gelingt es, diesen dämonischen Einfluß der Technik oder vielmehr des Menschen auf die weitere Entwicklung der Technik, auf das „richtige“ Maß zurückzuschrauben? Offenbar nur, indem wir uns weder von der Dämonie der wissenschaftlich-technischen Errungenschaften, also schließlich des Stofflichen noch von der Dämonie des Geistig-Menschlichen leiten und beherrschen lassen, sondern beide, den Stoff und seine richtige Formgebung, harmonisch aufeinander abstimmen im Sinne einer ständigen Erhaltung und Festigung des Überwiegend-Menschlichen in unserem gesamten Leben. Anders ausgedrückt: wir müssen uns immer mehr der Kunst der Persönlichkeitsentfaltung bzw. -wiederaufrichtung widmen, d. h. der Kunst, den Menschen wieder in die Mitte alles Stofflichen und Geistigen zu stellen, und ihn damit wieder zum seelischen Mittelpunkt alles Seins und Werdens zu machen. Dabei gilt es vor allem zwei dialektische Hindernisse zu überwinden, die sich bei der Verwirklichung solchen menschlichkeitsbetonten Harmoniestrebens in den Weg stellen: Das Überhandnehmen des Spezialistentums einerseits und die zunehmende Vergesellschaftung unseres Lebens, besonders in Form der sogenannten Massengüter für die zu befriedigenden Massenbedürfnisse des sich dabei immer mehr herauskristallisierenden unpersönlichen Massenmenschen andererseits. Diese auffallende Diskrepanz der Neuzeit wird noch dadurch unterstrichen, daß das unaufhörlich im Wachsen begriffene technische Optimum jeder Produktion ständig sozusagen auf dem Sprunge liegt, das jeweils mühsam erreichte wirtschaftliche Optimum immer wieder zu überholen und damit zu paralysieren, woraus sich jedes Mal schädliche wirtschaftliche, soziale und kulturelle Folgewirkungen mannigfacher Art ergeben. Konkretes Leistungsstreben und kollektivistische Massenbefriedigung wachsen sich im Zuge solcher dialektischen Störungsprozesse immer mehr zu rein abstrakt-anonymen Lebensformen aus, die alles selbst-

ständige Persönlichkeits- und — auch sittliches — Verantwortungsbewußtsein immer mehr untergraben. Dies gilt es bei allen kommenden Mechanisierungs- und Technisierungsbestrebungen stets im Auge zu behalten, denn aller technische Fortschritt ist ohne entsprechenden, die persönliche Freiheit hinreichend wahren gesellschaftlichen Fortschritt heute ein totgeborenes Kind.

Der Mensch ist eben nicht bloß ein Gesellschafts„tier“, ein zoon politikon (Aristoteles). Er ist in gesellschaftlichem Getriebe nicht ohne weiteres auswechselbar wie ein Maschinenteil oder als bloße Plan- oder Kraftnummer ohne weiteres ersetzbar wie ein anonymes Glied innerhalb eines kollektivistischen Soll- und „Über“-Soll-Erfüllungsplanes. Die Technik als „techné“, d. h. als Kunst hat nicht die Aufgabe, Mensch und Natur (Materie) schrankenlos auszubeuten, sondern sie soll beide nach Form und Inhalt in ein bestmögliches Gemeinschaftsverhältnis zueinander setzen. Wir befinden uns jetzt auch in der „exakten“ Technik an der Grenze des Akausalen, Außer- und Übermenschlichen, also des Magischen und Göttlichen, sei es was die weitere Erforschung des Makrokosmos, der Weltenraumforschung, der Gestirne usw., oder diejenige des Mikrokosmos, der kleinsten Lebewesen und Atombestandteile, insbesondere der Atomenergie, vor allem in ihren friedlichen Anwendungsbereichen, betrifft. Überall und zu jeder Zeit hatte aber die Technik bei all ihrem eifrigen Suchen nach neuen Erfindungen und zweckmäßigen „Anwendungen“ natur„gesetzlicher“ Erkenntnisse nur Erfolg, wenn sie sich dabei letzten Endes in den Dienst des Menschen stellte. Alle technischen Neuerungen hatten schließlich nur insoweit Bedeutung, als sie — vor allem als arbeits- und zeitersparende Werkzeuge und Instrumente — dem Menschen dazu verhelfen, seinen ständigen Kampf mit der widerstrebenden Umwelt leichter zu bestehen. Es kommt nur, wie wir bereits feststellen mußten, darauf an, wie es dem so immer mehr entlasteten Menschen gelingt, die gewonnene Freizeit richtig auszufüllen. Natürlich geht es dabei immer nur um freiwillige, nicht um unfreiwillige Muße, z. B. als Arbeitsloser, was sogleich das immer wieder aktuelle Problem auf den Plan ruft: Arbeiten wir, um zu leben, oder leben wir, um zu arbeiten? Gerade weil die Maschine mit Hilfe der Technik den arbeitenden Menschen immer mehr ersetzt, d. h. verdrängt hat, entsteht nun die entscheidende Frage: Läßt sich dieser Rationalisierungs-, d. h. Entlastungsprozeß zugunsten der Schonung der menschlichen Arbeitskraft, welcher heute fast die Grenze des Irrationalen, des Magisch-Dämonischen erreicht hat, ad infinitum fortsetzen? Offenbar nur insoweit, als es sich noch um vor allem sogenannte regelmäßig wiederkehrende und damit zähl- und meßbare Erscheinungen unseres Natur- und Gesellschaftslebens handelt, und zwar meist um

solche Erscheinungen, welche in ihrem Ablauf einen überwiegend monotonen Charakter aufweisen. Das schließt also in sich, daß die Technik dem Menschen alles Einmalige, Nicht-Wiederholbare nicht abnehmen kann. Der dabei von Seiten extremer Skeptiker etwa zu erwartende, von uns bereits oben gewürdigte Einwand, es gäbe in der Wirklichkeit überhaupt keine sich wiederholenden Ereignisse im strengen Sinne völliger Identität, kann als praktisch irrelevant hier außer Betracht bleiben. Jedenfalls wird es, wenn es auch heute schon Elektronen-Gehirne gibt, niemals Maschinen oder sonstige Apparaturen geben, welche dem Menschen das Sehen, Denken und Fühlen ganz ersparen und etwa mechanisch seine jeweilige Stellungnahme zu der ihn umgebenden persönlichen Mit- und sachlichen Umwelt exakt zu registrieren vermögen, oder welche gar in der Lage wären, seine „richtige“ Einstellung (Gesinnung) zu dieser Umwelt — etwa im Gemeinschafts-Sinne — einwandfrei festzustellen und zu beurteilen. In dieser Hinsicht sind alle mechanischen, chemischen usw. Reaktions-Proben, überhaupt alle naturwissenschaftlichen und mathematisch-statistischen (z. B. ökonomischen oder soziometrischen) Erfassungs- und Deutungsversuche von vornherein zum Scheitern verurteilt. Eine noch so minutiöse wissenschaftliche Analyse der innersten Seins-Beschaffenheit des primitiven homo faber oder des kulturbeladenen homo sapiens, wie sie heute nun einmal seitens der Natur- bzw. Geisteswissenschaften betrieben wird, wird uns hier bei der Ermittlung des „Richtigen“ kaum weiterbringen, sondern nur eine entschiedene Rückbesinnung auf die heutige Stellung des Menschen als „homo vivendus“ schlechthin zur Folge haben. Denn nur auf den lebenwollenden bzw. -sollenden Menschen im Verhältnis zu seiner Mit- und Umwelt, in die er hineingestellt ist und in der er um seine Fortexistenz ringt, kommt es schließlich an.

Dabei geht es uns nicht — um dies nochmals klarzustellen — um das „Sein“ oder die „Existenz“ des Menschen an sich, nicht um den von der Existenzphilosophie Heideggers und Jaspers' heute in den Vordergrund geschobenen dialektischen, zu „Nichts“ führenden Zwiespalt zwischen dem die Welt „gründenden“ Menschen einerseits und seinem in die Welt „Geworfensein“ andererseits, sondern nur um das bisher gelebte und künftig richtig, d. h. bestmöglich zu lebende Menschsein. Für dieses „richtige“ Menschsein gelten aber in den entscheidenden Punkten nicht bloß streng wissenschaftlich, sondern zugleich auch menschlich orientierte Erkenntnismaßstäbe, -grundsätze und -richtlinien. Denn ein solcher Wissenschaftler muß sich gründlich auskennen und orientieren über diese Welt der steten Auseinandersetzung zwischen wirtschaftlichem Dasein und Menschseinwollen. Diese entscheidende Polaritätsbeziehung findet ihre bestmög-

liche faktische Verwirklichung im Leben nur durch die Anwendung der „Kunst“ r i c h t i g e n Menschsein k ö n n e n s. Erst wenn diese hohe Lebenskunst ins Metaphysische abgeleitet und nach den „letzten“ Hintergründen und Urfragwürdigkeiten des Menschseins zu forschen beginnt, wird sie immer mehr der dialektischen „Unbestimmtheitsrelation“ alles Menschseins gewahr und verliert damit ihren „existentiellen“ Halt, d. h. entartet zu religiöser Spekulation.

Eine solche Rückbesinnung auf die Lebesenseigenschaftlichkeit, Lebensbedingtheit und Lebensausgerichtetheit des lebensgemäß denkenden, sich verhaltenden und handelnden Menschen bedeutet aber für die richtige Analyse solcher stets lebenverwobenen Einstellung des Menschen nichts weiter als eine erhöhte Abkehr von den absoluten, rein wissenschaftstheoretischen Systemmethoden der Vergangenheit und eine verstärkte Zuwendung zu „kunstgerechten“ eigenständigen Methoden einer wahrhaft lebens e c h t e n gesellschaftlichen Lebenskunstlehre. Damit wird die bisherige Hauptproblematik bezüglich der Analyse des Menschen immer mehr verlagert von einer Durchleuchtung seines fraglichen Ich- o d e r umweltbezogenen „Wesens“ auf eine lebenswahre Kennzeichnung seines ich- und zugleich umweltorientierten Verhaltens und Handelns. Da letzteres aber stets l e b e n s- bezogen ist, so kann es auch nur mit l e b e n s- wissenschaftlichen, also nicht mit zu eng systemgebundenen Mitteln einwandfrei erforscht werden. Denn echte Lebenswissenschaft ist ihrem Kerngehalt nach jeder Wissenssystematik, insbesondere jedem Gesetzesdenken, abhold, weil sie sich ja sonst in ihrer wesenhaften Lebesenseigenschaftlichkeit, d. h. in ihrer nie ruhenden und nimmermüden Lebensschwung- und -triebkraft selbst negieren würde. Alles Leben bedeutet stets Werden, Bewegung, Wandel, niemals Seinsbeschaffenheit, Stillstand und Geschlossenheit als Einheitlichkeit im Sinne von Beständigkeit und „Wesenhaftigkeit“. Leben läßt sich überhaupt nicht streng systematisch, d. h. als Nichtwandelbares, als Nichtlebendiges erfassen, weil dies sonst einer *contradictio in adjecto* gleichkäme. Nein, alle menschlichen Lebensvorgänge sind immer nur durch eine besondere Kunst der Lebenserfassung, Lebensdeutung und Lebensgestaltung — von mir zusammenfassend „Lebenskunstlehre“ genannt — „richtig“ zu erschließen. Die Hauptaufgabe solcher Lebenskunstlehre besteht darin, die Kunst r i c h t i g e n (sozialen) Lebens zu lehren. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, daß das Leben k ö n n e n in seinen beiden (polaren) Hauptwurzeln, des Lebens d a s e i n s und des Lebens w o l l e n s, bloßgelegt und in seinen entscheidenden gemeinsamkeitsorientierten Richtmaßen, welche das richtige Verhältnis des Ich zur Mit- und Umwelt bestimmen, aufgezeigt wird. Alle soziale Lebenskunst, welche sich dieser Problematik annimmt, wird damit nicht mehr

bloß zu einer Angelegenheit der reinen Wissenschaft, sondern zugleich auch der praktischen Lebensführung.

Der an der Maschine, am laufenden Bande arbeitende Mensch ist zwar durch die zunehmende Technisierung immer mehr der eigenen Initiative und Schöpferkraft beraubt worden. Soweit die neu erfundenen Maschinen ihn von seinem bisherigen Arbeitsplatz verdrängt haben, sind vor allem in den Mammutbetrieben und -organisationen überwiegend fast nur noch Angestellte, Funktionäre übrig geblieben, welche sich damit begnügen, das nun einmal mechanisch in Gang gesetzte gewaltige Getriebe mit Hilfe einiger weniger Hebel zu bedienen oder gar nur zu überwachen. Die nächste Hauptaufgabe aller sozialen und wirtschaftlichen Lebenskunst muß es daher sein, diese Reservearmeen der aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß als Opfer jener technisch-rationellen Arbeitsmethoden Verdrängten (Proletarier, Bauern, Bürger, ja niederkonkurrierte Mittelständler und Unternehmer) wieder als schöpferische und verantwortungswillige Persönlichkeiten in den gesamten volkswirtschaftlichen Kreislauf nutzbringend einzugliedern (Problem der steten Vollbeschäftigung), um ihrem Leben damit wieder Sinn und Inhalt zu verleihen.

Das bedeutet aber im Grunde nichts weiter, als die streng wissenschaftlichen Methoden der überwiegend sachlich orientierten rationellen Arbeitstechnik immer mehr durch die mehr aufgelockerten kunstgerechten Methoden einer überwiegend persönlichkeits- und menschlichkeitsbetonten sozialen Lebensgestaltungskunst polar-harmonisch zu ergänzen und damit zu vervollkommen. Alle Technik schlägt eine Brücke zwischen den Naturerscheinungen und den Geisteserscheinungen unseres Lebens mittels des Leistungsgedankens des Menschen. Sie nimmt nur dann dämonische, d. h. autokratische und damit geistig-seelisch immer weniger kontrollierbare Formen an, wenn sie sich nur um ihrer selbst willen — als *l'art pour l'art* — fortentwickelt, wenn sie also immer nur wieder Technisches aus Technischem gebiert und dabei ihre eigentliche menschenorientierte Mittlerfunktion aus den Augen verliert oder gar verleugnet. Aller technische Fortschritt beginnt dort seinen eigentlichen Sinn infolge mangelnden kulturellen Niederschlags immer mehr einzubüßen, wo er das Selbstbewußtsein des Menschen und seine Selbsterkenntnis immer mehr hinter sich läßt oder gar abtötet, anstatt beide möglichst im gleichen Tempo zu steigern und zu beleben. Dort also, wo unsere überkommene, geistig-kulturelle, insbesondere soziale Einstellung mit dem fortwährenden Wandel unserer technischen Umgebung, d. h. der technischen Erfindungen und Neuerungen nicht Schritt zu halten vermag, entsteht ein vorläufiges geistig-seelisches Vakuum, das es baldmöglichst organisch auszufüllen gilt. Das heißt

aber nichts anderes als: Die richtige Überbrückung der sonst unvermeidlichen dialektischen Kluft, welche sich immer mehr aufzutut zwischen der Eigengesetzlichkeit der naturgebundenen Technik und den Eigengesetzlichkeiten des auf sich selbst gestellten menschlichen Geistes, wird immer mehr zu einer besonderen Kunst, welche nicht mehr bloß mit exakt wissenschaftlichen Mitteln zu betreiben ist¹¹. Vielmehr bedarf es bei solcher echten sozialen Lebenskunst stets der rechtzeitigen und richtigen Einschaltung des „Überwiegend-Menschlichen“, welches allein zwischen naturwissenschaftlich-technischem Fortschritt und geisteswissenschaftlichem Verstehen und Sichzueigenmachen solchen damit verbundenen kulturellen „Fortschreitens“ in wahrhaftem Gemeinschaftssinne zu vermitteln weiß. Nur solcher Kunst gelingt es, den Menschen aller Klassen, Berufe, Stände und Interessensphären von dem eminent sozialen Gehalt und Sinn aller technischen, sich immer mehr vervollkommnenden Lebensformen zu überzeugen. An ihnen wird der Einzelne dann in demselben Maße Anteil haben, in dem jene neuen Formen ihm immer mehr zu gewohnten Lebens-Techniken werden, welche ihn nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich als Menschen anzusprechen wissen.

Das — sowohl theoretische wie praktische — entscheidende Grundproblem unserer heutigen wie aller künftigen Sozialwissenschaft besteht nun einmal darin, den Sinn für das „Richtige“ (Gemeinsamkeits-)Maß des „Überwiegend-Menschlichen“ im Verhältnis des Ichs zu seiner Umwelt immer mehr zu entwickeln, da von ihm die richtige Gestaltung der Beziehungen unter den Völkern nicht minder wie unter Einzelnen abhängt. Daß hierbei der Mensch sich nicht von noch so widrigen Umwelt-Einflüssen erdrücken lassen darf, sondern stets die Initiative mit dem ungebrochenen „Willen zum Guten“ in der Hand behalten muß, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Leider hat manch umwälzender technischer „Fortschritt“ — denken wir nur an die Atomenergie-Gewinnung — der Neuzeit, welcher neue, ungeahnte „übermenschliche“ Kräfte freisetzt, den Menschen dazu verleitet, von diesem gewaltigen Kraft- und Machtzuwachs einen immer un-menschlicheren Gebrauch zu machen. Hier sollte ein für allemal die schlichte Sentenz, die ich als Sprüchlein über den Torbögen vieler Tiroler Gaststätten und Wohnhäuser angebracht fand, eine eindringliche Warnung sein:

¹¹ Ganz anders im abgeschlossenen methodischen Bereiche schlechthin, besonders der Wirtschaftslehre, wo „Exaktheit“, besonders von Arbeits-hypothesen, Modellkonstruktionen (z.B. von Kreislaufvorstellungen), und vor allem von Funktionszusammenhängen rechenhafter Größen (Mengen, Preisen usw.) sogar einen großen Vorzug bedeuten kann (vgl. meine „Mathematische Schule in der Nationalökonomie“ und meine „Exakte Nationalökonomie“).

Die Menschen sagen immer:
 Die Zeiten werden schlimmer.
 Die Zeiten bleiben immer,
 Die Menschen werden schlimmer!

Aus den bisherigen Ausführungen dürfte hinreichend klar geworden sein, daß infolge der verwirrenden, immer unkontrollierbarer werdenden Fülle mannigfaltigster Einflüsse und Eindrücke, denen das im Mittelpunkt aller Sozialbetrachtungen stehende Ich-Umwelt-Verhältnis ausgesetzt ist, die richtige Erfassung und Gestaltung dieses Verhältnisses immer schwieriger, d. h. zu einer wahren Lebenskunst geworden ist. Gerade die neuzeitlich zunehmende Mechanisierung und Technisierung aller Mensch-Mensch- und Mensch-Ding-Beziehungen macht, wie die Darlegungen über Mensch und Technik zu zeigen versucht haben, die „richtige“ Positions-, Lage- und Verhaltensbestimmung sowohl für den Einzelnen wie für seine Umgebung zu einem schier unlösbaren Grundproblem alles sozialen Denkens und Handelns. Das entscheidende Ich-Umwelt-Verhältnis wird damit entsprechend der Heisenbergschen „Unsicherheitsrelation“, welche nur für die physikalische Welt gilt, auch für die soziale Welt immer unbestimmter und unsicherer. Andererseits verlangt seine richtige Erfassung und Gestaltung das Einschlagen immer bestimmterer, eindeutigerer und mehr Erfolg versprechender Wege. Diese vom Leben gleichermaßen an den Wissenschaftler wie an den Praktiker gestellte gebieterische Forderung zu erfüllen, gelingt nicht bloß noch so exakt geschultem kontemplativ-analytischen oder synthetisch-rationellem Erkenntnisvermögen, sondern bedarf zugleich der Befolgung irrationaler, intuitiv-spekulativer, ja improvisatorischer Methoden und Lebenserfahrungs-Grundsätze und -regeln (z. B. richtiger Verhaltensstrategie und -taktik). Erst die erfolgreiche gemeinsame Anwendung beider Methodengattungen vermag den Ansprüchen wahrer sozialer Lebenskunst gerecht zu werden. Konnten wir doch als ein Hauptprinzip unserer Lebenskunstlehre immer wieder feststellen, das zwei polaren Lebenserscheinungen „Gemeinsame“ als das Wahrscheinlichste gelten zu lassen und es meist sogar zum Ausgangs- und zugleich Zielpunkt aller einschlägigen Betrachtungen zu machen. Dementsprechend treten auch Wissenschaft und Kunstlehre nicht in einen unversöhnlichen Gegensatz zueinander, sondern sind als sich stets wechselseitig ergänzende und befruchtende Elemente nur das ganz natürliche symptomatische Kennzeichen für die immer wieder zutage tretende gesunde (polare) Spannung, welche zwischen allem richtigen theoretisch und wissenschaftlich geschulten Lebensdenken und zugleich allem richtigen praktisch orientierten Lebenshandeln besteht. Das bedeutet also: Die exakten Wissenschaftsmethoden des erkenntnismäßig Erschließbaren müssen gemein-

sam mit den mehr bloßen Wahrscheinlichkeitsmethoden des faktisch-empirisch Feststellbaren immer besser aufeinander abgestimmt werden, damit sie den berechtigten Ansprüchen von Theorie und Praxis im Sinne echter Lebenskunst-Forschung genügen.

Die Antwort auf die eingangs von uns gestellte Frage kann somit nicht lauten: Wissenschaft o d e r Kunstlehre, sondern nur Wissenschaft u n d Kunstlehre als zusammenfassender dualistischer Ausdruck einer aufzubauenden (in ihren Ansätzen bereits erkennbaren) einheitlichen S o z i a l l e h r e .